

Harro Stammerjohann

Deutsche Sprache schöne Sprache?¹

Abstract: Während es jedem unbenommen ist, eine Sprache oder einen Dialekt schön oder häßlich zu finden, wird immer wieder versucht, sprachästhetische Urteile zu begründen. In diesem Essay werden Urteile über die deutsche Sprache gesammelt und linguistisch betrachtet, d.h. nicht nach den sozio-kulturellen Assoziationen, die sie auslöst (Giles/Niedzielsky 1998: *social connotation hypothesis*), sondern nach sprachlichen Merkmalen (*inherent value hypothesis*), was Versuche nicht ausschließt, sozio-kulturelle Assoziationen linguistisch zu legitimieren. Konsens scheint darüber zu bestehen, daß die romanischen Sprachen, und unter diesen besonders das Italienische, schöner *klingen* als die germanischen Sprachen, und unter diesen besonders das Deutsche, während das Deutsche durch Ableitung und Zusammensetzung *Wortbildungsmöglichkeiten* hat und nutzt, die anderen Sprachen versagt sind. Was die Aussagekraft solcher Vergleiche mindert, ist ihr Eurozentrismus; Untersuchungen, wie europäische Sprachen auf Sprecher nichteuropäischer Sprachen wirken, sind am Anfang.

Deutsche Sprache *schwere* Sprache, das kann sich jeder vorstellen, der das Deutsche mit dem Englischen vergleicht. Das Deutsche hat grammatische Eigenschaften bewahrt, die das Englische in seiner Geschichte abgebaut hat, namentlich Personalflexion (dt. *singe, singst, singt, singen* vs. engl. *sing, sings*), Genus (*der Mann : die Frau : das Kind* vs. *the man/woman/child*) und Kasus. Da die Funktion eines Substantivs im Satz im Deutschen durch seinen Kasus zum Ausdruck kommt, im Englischen aber durch seine Stellung (dt. *Der Affe fängt den Floh* oder *Den Floh fängt der Affe*, engl. nur: *The monkey catches the flea*), ist die deutsche Syntax freier als die englische, was als Komplexität des Deutschen wahrgenommen wird. Angesichts dieser Komplexität ist es für den englischen Germanisten Michael Townson „kein Wunder, dass die Kunst der Fuge im deutschsprachigen Raum entstand“.² Nicht, daß das Englische keine Grammatik hätte – es hat eine andere, von der Schwierigkeit der englischen Rechtschreibung ganz zu schweigen. Aber solange man Englisch nicht schreibt, sondern spricht, kommt man mit wenigen Wörtern weiter als im Deutschen – beste Voraussetzung für das Englische, *Lingua franca* zu werden oder schon zu sein. Sprachtypologen, die die Sprachen der Welt nach ihren Merkmalen klassifizieren, wollen ermittelt haben, daß von 12 in den Sprachen der Welt seltenen Merkmalen, also potentiellen Lernschwierigkeiten für Nichtmuttersprachler, die meisten in den nordwesteuropäischen Sprachen vorkommen, die allermeisten, 11, im Deutschen.³

Aber deutsche Sprache *schöne* Sprache? Wer sich für die Frage interessiert, ob die deutsche Sprache schön (sympathisch, beliebt ... – allgemein: positiv konnotiert) sei, stößt früher oder später auf die Anekdote, wonach der polyglotte Kaiser Karl V. mit Gott Spanisch sprach, mit Frauen Italienisch, mit Männern Französisch, aber Deutsch nur mit seinem Pferd. Von dieser Anekdote gibt es Varianten, ebenso wie von der folgenden. Danach bezeichnete der spanische Jurist Pedro Ruiz de Moros in einem Streitgespräch mit dem deutschen Gesandten Johann(es) Lang(e) am Krakauer Hof Sigismunds I. das

Deutsche als polternde Sprache, in der Gott Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben haben müsse, was der Deutsche nicht bestritt, aber dahingehend ergänzte, daß Eva Adam auf spanisch verführt habe.

Nicht nur Tadel, sondern auch Lob hatte Mark Twain für *The Awful German Language*, so der Titel eines Essays aus dem Jahr 1880.⁴ Bekannt ist sein Diktum, daß man Englisch in 30 Stunden, Französisch in 30 Tagen lernen könne, aber 30 Jahre brauche, um Deutsch zu lernen. Die deutsche Grammatik fand er unnötig kompliziert und nannte insbesondere die Kasus, die Genera, Schachtelsätze, Zusammensetzungen „with the hyphens left out“, die man in keinem Wörterbuch finde, und die Klammerbildung durch trennbare Verben (*die Impfung ablehnen* → *ich lehne die Impfung ab*). „Our descriptive words“, fand der Amerikaner, „have such a deep, strong, resonant sound, while their German equivalents do seem so thin and mild and energyless“ – eine allerdings nicht verbreitete Wahrnehmung. Was Mark Twain hingegen am Deutschen lobte, waren die Großschreibung von Substantiven, und daß das Deutsche gesprochen werde wie geschrieben. 1897 ergriff er eine Gelegenheit, seine Kritik an der deutschen Sprache, die er inzwischen besser konnte, zu wiederholen. Unter dem Titel „Die Schrecken Der Deutschen Sprache“ empfahl er: „Ich würde [er meint „würde“] bloß die Sprachmethode – die üppige, weit-schweifige Konstruktion – zusammenrücken [-rücken]; die ewige Parenthese unterdrücken, abschaffen, vernichten; die Einführung von mehr als dreizehn Subjekten in einen Satz verbieten; das Zeitwort so weit nach vorne rücken, bis man es ohne Fernrohr entdecken kann.“ Ähnlich herzhaft wie Mark Twain hatte sich lange vor ihm der englische Arzt und Schriftsteller Tobias Smollett (1721-1771) auf seiner Kavaliereise nach Italien über den berühmten Reiseführer von Johann Georg Keyßler (erschienen 1740) mokiert und diesen „so circumstantial in his descriptions“ gefunden, „that I never could peruse them, without suffering the headach [*sic*], and recollecting the old observation, that the German genius lies more in the back than in the brain“.⁵ Daß die deutsche Sprache „wie etwas aus einem verstopften Abflussrohr klingt“, diese Aussage stammt nicht von Mark Twain oder Tobias Smollett, sondern von Stefan Zeidenitz und Ben Barkow.⁶ Aus der deutschen Syntax wußte Wolfgang Hildesheimer komisches Kapital zu schlagen mit dem Satz (zu einem Jahreswechsel):

„allmählich wird mir dieser ewigwährende Zyklus ein wenig leid, wozu verschiedene Faktoren, deren Urheber ich in diesem Zusammenhang, um mich keinen Unannehmlichkeiten, deren Folgen, die in Kauf zu nehmen ich, der ich gern Frieden halte, gezwungen wäre, nicht absehbar wären, auszusetzen, nicht nennen möchte, beitragen.“⁷

Deutsch von innen

„Viele Deutschsprachige“, auf diesen Punkt hat es der ungarische Germanist Csaba Földes gebracht, „betrachten ihre Muttersprache, als wäre sie eine ‚Stiefmuttersprache‘.“⁸ Dabei hat es den Deutschen nie an Eigenlob für ihre Sprache gefehlt, nicht erst angefangen mit den zuerst 1641 erschienenen zehn „Lobreden“ auf die deutsche Sprache von Justus Georg Schottel, alias Schottelius (1612-1676).⁹ Schottel und seinen Zeitgenossen ging es um die Gleichrangigkeit des Deutschen mit den anderen „Hauptsprachen“ – Hebräisch, Griechisch und Latein – und Überlegenheit über andere lebende Sprachen. Die erste Lobrede ist einleitend und gibt eine „Erklärung der Teutschen Kunstwörter“ [‚Fachausdrücke‘]. Die

weiteren Lobreden handeln von den „Zeugnissen vieler hoher und vortrefflicher und gelahrter Männer / die sie von ihrer Teutschen Muttersprache getahn / und dazu so eifferig uns angemahnt haben“; von „Uhrankunft und Uraltertuhm“ des Deutschen, vom „Natürlichen Ursprung und [den] vortreffliche[n] Eigenschaften der Teutschen Letteren und Stammwörter [ungefähr: Grundwörter] ingemein“; von der „sönderlichen / und andern Sprachen ganz ungemeynen Ableitung der Wörter / welche in unserer Muttersprache so überreichlich zu finden“; von den „Gründen und wunderreichen Eigenschafften / welche in Verdoppelungen [= Zusammensetzungen] der Teutschen Wörter aufs allerglücklichste vorhanden seyn“. Es folgen noch eine „kurtze Anregung in gemein von der Göttlichen Poesi“, ein „kurtze[s] Beweistuhm aus bewehrten Zeugnissen / daß annoch bis auf diese Zeit / die Würtzelen oder Stammwörter der Teutschen Sprache sich fast in allen übrigen Europäischen Sprachen finden lassen“; eine „kurtze Entdeckung des irrigen blinden Wesens etzlicher *Criticorum*, welche diese unsere Hauptsprache veschandflecken / und zur Bettlerin machen wollen“.

Schottel ist denn auch der erste von insgesamt zwölf Autoren, die Hugo von Hofmannsthal 1927 unter dem Titel *Wert und Ehre deutscher Sprache* zitiert hat. Während es Hofmannsthal selbst in seiner Vorrede um die schwierige Herausbildung einer deutschen Hochsprache zwischen Dialekt und Dichtung ging, ging es den Autoren der Anthologie auch um sprachästhetische Wahrnehmungen des Deutschen. Schottel wird von Hofmannsthal u.a. mit folgenden Sätzen zitiert:

„Die außländer halten die Teutschen (was ihre Sprache betrifft) für grobe brummende Leute / die mit rösterigen Worten daher grummen / und mit hartem blinden geläute von sich knarzen: ja / man meynet, die Teutsche Sprache hette nur ein tausend Wörter in sich / derer achthundert von Griechen, Hebræren und Lateinaeren erbettelt / und ungefehr zweihundert grobe Teutsche Wörter daselbst vorhanden weren; und helt man diese Hauptsprache / als die nicht künne verstanden / noch von anderen erlernt werden [...].“¹⁰

Nein, schreibt Schottel: „Unsere Teutsche Sprache ist weit / räumig / tieff / rein und herrlich / voller Kunst und Geheimnissen [...].“¹¹ – was immer er damit meinte. Er fand es

„schlecht unmöglich, eine leichtere / gründlichere und wundersamere Art der Letteren oder Buchstaben / als die Teutschen sind / aufzubringen: Sie sind nicht allein einlautend die durch einen natürlichen Zufall den gehörigen Laut veruhrsachen / sondern ihr einstimmiger Laut ist so wunderreich / und ihre zusammenstimmung so überkünstlich / daß die Natur sich hierinn völlig und aller dinges außgearbeitet hat. Denn / ein jedes ding / wie seine Eigenschafft und Wirkung ist / also muß es vermittelst unserer Letteren / und krafft derer / also zusammengefügt Teutschen Wörter / aus eines wolredenden Munde daher fliesen, und nicht anders / als ob es gegenwertig da were / durch des Zuhörers Sinn und Hertze dringen. Zum Exempel nehme einer nur diese Wörter: Wasser / fliesen / gesäusel / sanfft / stille / etc. wie künstlich ist es / wie gleichsam wesentlich fleust das Wasser mit stillem gesäusel von unser Zungen? was kann das Gereusch deß fließenden Wassers wesentlicher abbilden? was kan stiller, sanfter und lieblicher uns zu Gemüthe gehen / als diese geordnete Letteren: stille / sanfft und lieblich?“¹²

So scheint es. Aber wäre das Englische mit *gently gurgling water* weniger lautmalend? Oder das Französische mit *le doux murmure de l'eau*?

Leibniz, der die Rückständigkeit des Deutschen als Wissenschaftssprache beklagte, wird von Hofmannsthal u.a. mit dem Satz zitiert:

„Ich kann [...] nicht glauben, daß möglich sei, die Heilige Schrift in anderen Sprachen zierlicher [ungefähr: eleganter] zu dolmetschen als wir sie in deutsch haben; so oft ich die Offenbarung auch in deutsch lese, werde ich gleichsam entzückt und finde nicht nur in den göttlichen Gedanken einen hohen prophetischen Geist, sondern auch in den Worten selbst eine recht heroische und, wenn ich so sagen darf, virgilianische Majestät.“

Der als Nächster von Hofmannsthal zitierte Osnabrücker Politiker und Publizist Justus Möser (1721-1794) ist nicht der einzige, der die deutsche Sprache in dem Sinn für rückständig hält, daß sie „in keiner deutschen Provinz gesprochen wird, sondern eine reine Büchersprache ist“ – anders als das Englische, „ein Provinzial-Dialekt, der sich zur Buchsprache für die ganze Nation erhoben hat [...]“ Von Wieland zitiert Hofmannsthal das „Sendschreiben an einen jungen Dichter“, in dem Wieland bedauert:

„Es ist mehr als zu wahr, daß die deutsche Sprache an Wohlklang und Sanftheit beinahe allen anderen europäischen Sprachen nachsteht, und daß sie insonderheit von der englischen (die von allen andern gute Beute gemacht hat) an Reichtum an Worten und an derjenigen Stärke, die aus Kürze und Gedrungenheit entsteht, von der französischen an der Tauglichkeit, Witz und Empfindung (zwei so ungleichartige und doch so nahe verwandte Dinge) bis auf den äußersten Grad der Feinheit auszuspinnen und zu verweben, und von der italienischen an Geschmeidigkeit und Überfluß an poetischen Worten zum lebendigsten Ausdruck, zur feinsten und glänzendsten Farbengebung, zur anmutigsten Modulation des Verses übertroffen werde.“

Wieland geht von der Sprache der Dichtung aus; die Vielfalt seiner Beobachtungen rechtfertigt es, ihn weiter zu zitieren:

„Ich habe die Pein, die ein deutscher Dichter leidet, wenn er in allen Fächern seines Gedächtnisses vergeblich nach einem Worte sucht, welches gerade das, was er sagen will, sage und dabei nicht durch irgend ein leidiges »sch« oder »ch« oder ein dreifaches Übergewicht harter Konsonanten den schönen Gegenstand, den es bezeichnen, oder die Stelle, wo es Effekt machen soll, verunziere – zu oft erfahren, als daß ich einen kleinen Unmut über das Rauhe, Wiehernde und Unsingbare unsrer Sprache übel nehmen könnte. Der Fehler liegt freilich meistens nicht am Mangel an Wörtern, sondern am Mangel solcher Wörter, wie unser durch griechische, lateinische, welsche und französische Töne verwöhntes Ohr sie gerne haben möchte. »Zärtliche« heißt eben das, was [italienisch] »tener« [heißt], und hat den nämlichen Silbenfall; aber was für einen Unterschied macht das »ch« und der Zusammenstoß der drei Mitlauter r, t, l in dem deutschen Worte? [Ital.] *Beltà* und Schönheit bezeichnen einerlei Begriff; aber wie wohlklingend ist jenes, und wie müssen die Organe arbeiten um dieses hervorzubringen? Welch ein ewiges Zischen und Hauchen, Knarren und Klirren in unserm mit h, ch, s, sch, pf und r überladenen Hochdeutschen?“

Er relativiert die Vorzüge des Italienischen gegenüber dem Deutschen, wenn er schreibt:

„Aber unrecht würde man haben, wenn man darum, weil unsre Sprache nicht so sanft und sonor wie die italienische ist, die Augen vor ihren wirklichen Schönheiten und selbst vor dem, was sie gleich wohl auch in diesem Stücke ist, verschließen wollte.“

Und die Nachteile des Deutschen werden zu Vorteilen:

„Es ist nichts Leichters, als zu sagen, die Sprache Ariosts, Tassos und Metastasio sei ungleich sanfter und melodischer als die deutsche. Aber ist sie darum auch mannigfaltiger, abwechslungsreicher, nachdrücklicher, kräftiger? Und kann man in Abrede sein, daß ihre alle Augenblicke wiederkommenden a, e, i und o ihr eine dem Ohr endlich sehr langweilige Eintönigkeit geben? [...] In ihren [i.e. der deutschen Sprache] häufig zusammengedrängten Konsonanten ist das Phlegma unsers Nationaltemperaments die Asche, die unsre Glut bedeckt; in den häufigen Hunds-*[sic]* und Zischlauten (r, s, sch) die choleriche Mischung, und in den ebenso häufigen und starken Aspirationen das Muntere, Kräftige und der anhaltendsten Anstrengung Fähige desselben deutlich ausgedrückt. Aber die häufige Einmischung der sanften, und der kindlichen Natur besonders eignen Laute, b, m, d, t und l, vornehmlich des letzteren, der etwas vorzüglich Lebhaftes und Liebliches hat, temperiert das Schwerfällige, Rauhe und Ungestüme [...]“

Die besondere Überlegenheit nicht des Italienischen, sondern des Französischen betonte Herder:

„Billig also ist's, daß die deutsche Sprache, wenigstens innerhalb der Grenzen ihrer Nation, herrschend werde, und daß die Deutschen ihr die Biegsamkeit und den Glanz zu geben suchen, durch den sich die französische so sehr auszeichnet.“

Für Herder ist „die Muttersprache selbst mit ihren Idiotismen voll Eigensinn, und mit ihren kleinen Schwachheiten der Liebe [...] ein Bild der Schönheit“, und er schließt:

„Nicht um meine Sprache zu verlernen, lerne ich andre Sprachen, nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauschen, reise ich unter fremde Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturalisierter Fremder; denn sonst verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe bloß durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen; ich sehe fremde Sitten, um die meinen, wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern.“

Goethe fand die deutsche Sprache zum Übersetzen

„besonders geeignet, sie schließt sich an die Idiome sämtlich mit Leichtigkeit an, sie entsagt allem Eigensinn und fürchtet nicht, daß man ihr Ungewöhnliches, Unzulässiges vorwerfe; sie weiß sich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, so wohl zu finden, daß, wenn man auch ihren Autoren bei selbsteignen Produktionen irgend eine seltsamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, sie dürfe sich bei der Übersetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.“¹³

Jean Paul wird nachgesagt, von allen deutschen Dichtern den größten Wortschatz gehabt zu haben. Was die Grammatik anbelangt, schreibt er: „Ein Deutscher, der eine deutsche Sprachlehre liest, dankt dem Himmel, daß er sie zum Teil mitbringt und daß man ihm gerade die schwerste erspart.“ Wilhelm von Humboldt, Theoretiker der Sprache als Weltansicht, stellt seinerseits Vergleiche des Deutschen mit anderen Sprachen an:

„Die italienische Sprache bewundere ich mit jedem Tage mehr. Ich halte sie für bei weitem dichterischer als die lateinische, und so ohne Vergleiche über die französische und selbst die spanische erhaben, daß sie allein eine Vergleichung mit unserer aushält. Allein dennoch, bei allen großen, unglaublichen Vorzügen fehlt ihr etwas und (ich scheue mich fast, es auszusprechen) gerade das, was das innerste und geheimste Wesen des Dichterischen ausmacht. Es bleibt doch immer mehr römischer Geist in ihr übrig, und sie [die italienische Sprache] ist nicht um den zehnten Teil der griechischen so nahe, als die deutsche. Bei aller Freiheit der Konstruktion, aller unendlichen Fülle ihres Wortreichtums, aller Mannigfaltigkeit dichterischer Formen und alles so überaus großen Wohllautes paßt sie sich der wahren Dichtung weniger an, als unsere; sie behält immer eine Neigung zum Epigrammatischen, läßt mehr den Dichter sehen als die Dichtung, mehr die Kunst, als die Natur.“

Anders als das Italienische: das Griechische, ganz anders: das Deutsche:

„Die griechische Sprache möchte ich die sinnlich-vollkommenste nennen; am ähnlichsten aber mit dieser ist mir die deutsche und sie könnte vielleicht nicht mit Unrecht die menschlichste heißen. An sinnlicher Vollkommenheit steht sie der griechischen bei weitem nach, aber sie behauptet einen großen Vorzug vor ihr durch zwei recht eigentlich menschliche Eigenschaften: erstens im Ausdruck für den Gedanken (die Philosophie), zweitens im Ausdruck für die Empfindung, insofern sie nicht sowohl ein Werk der Sinne und der Phantasie, als desjenigen ist, was wir Herz nennen.“

Was Hofmannsthal von Ernst Moritz Arndt zitiert, stammt aus dem Jahr 1818 und reflektiert den Franzosenhaß der Zeit:

„Auch mir und gewiß vielen andern Biederleuten ist es ein Greuel, daß unsere schöne, reiche und volltönende Sprache bei so vielen Gelegenheiten und Gegenständen immer noch fast wie die verlegene und blöde arme Sünderin da stehen und sich gebärden muß, als wenn sie weder lauten noch sprechen könnte. Denn über manche Dinge, worüber sie vor zwei Jahrhunderten noch ihr gutes und leichtes reines Deutsch sprach, kann sie jetzt nur noch mit französischen Worten sprechen; ja sie hat es hin und wieder so weit gebracht, daß ihre eigenen Worte, wenn sie was bedeuten sollen, auf französisch gestutzt und geschwänzt werden müssen. Ich glaube, wir sind in keiner Hinsicht mit unserer Sprache verlegen. Was schon Leibniz und andere wußten, daß unsere Sprache eine der ältesten, mannigfaltigsten, reichsten und herrlichsten Urbilder der frühesten Zeit ist, das müssen wir bedenken und nicht da nach Schätzen graben, wo sie für uns nicht liegen und wo wir so leicht zur Falschmünzerei verführt werden können.“

Hofmannsthals Anthologie *Wert und Ehre deutscher Sprache* schließt mit Auszügen aus den Schriften Jacob Grimms, eines Gründers der germanischen Philologie, der zusammen mit seinem Bruder Wilhelm

(„Brüder Grimm“), die *Kinder- und Hausmärchen* sammelte und herausgab. Für den Sprachhistoriker Jacob Grimm war früher alles besser, wenn er über die deutsche Sprache schrieb:

„Je weiter wir zurückgehn desto größer ist noch ihre sinnliche Gewalt. Die alte Sprache ist rein, voll und wohltönend in ihren Lauten; ohne das Rauhe und Harte irgend zu scheuen, hat sie Milde und Weichheit; ihre Biegungen und Gelenke sind mannigfalt, frisch und schwungkräftig; in der Syntax zeigt sie freie, leichte Bewegungen, deren Anmut und Kühnheit überraschen; ein außerordentlicher Wortvorrat bietet unabgenutzte Wurzeln dar in fast vollständiger Entfaltung. Man kann diese innere leibliche Stärke der alten Sprache vergleichen mit dem scharfen Gesicht, Gehör, Geruch der Wilden, die einfach in der Natur leben und sich gesunder, behender Gliedmaßen erfreuen. Es waltet überhaupt mehr unbewußte Kraft als verbraucht wird, und manches Geheimnis, nach dem niemand fragt; zwischen den Gesetzen der Laute und Flexionen besteht noch ein wunderbarer Zusammenhang, den bloß der unempfundene Gebrauch erhält.

In der neuen Sprache rinnt das Blut schon schwerer; der Wohllaut ist nicht mehr so ungesucht da, sondern wird durch sorgsame Vermeidung der Härten gewahrt, er ist negativ geworden, während der alte positiv war; die Flexionen erscheinen abgeschliffen und müssen durch allerhand Künste ersetzt werden [...]“

Daß das Deutsche einmal schöner gewesen sei, ist auch eine Reflexion Robert Musils in einem Tagebucheintrag vom 1907:

„Abends über deutsche Sprachgeschichte gelesen. Die alte Sprache mit den vollen Vokalen scheint schöner gewesen zu sein. Ihr Ersatz durch das unbetonte e, der Vokalausfall usw. kommt mir sehr wie Verhunzung aus Alltagsinteressen vor. Wegen der mitlaufenden Begriffsvermehrung aber wohl kaum rückgängig zu machen.“¹⁴

Zurück zu Grimm. In einem Abschnitt „Über das Pedantische in der deutschen Sprache“, ursprünglich ein Vortrag von 1847, mokiert Grimm sich über Übergenaugigkeiten, deren der Deutsche sich in seinem Sprachgebrauch befleißige, und weist auf verbliebene Untergenaugigkeiten hin, auf die die modernen Gender-Ideologen erst noch kommen müssen:

„Am allermeisten in seinem Wesen fühlt er [der deutsche Pedant] sich, wenn Sachkenntnisse ihn ermächtigen die Sprache zu bessern; er wird seiner schwindstüchtigen Frau nicht Eselsmilch, nur Eselinnenmilch zu trinken anraten, und selbst den unschuldigen Namen der Euphorbia cyparissus, Wolfsmilch, wäre er nach solcher Analogie zu berichtigen versucht, obgleich auch die Wölfin ihre Milch nicht gegeben hat, als dieses Kraut geschaffen wurde.“

Grimm scheint Mark Twain vorzugreifen, wenn er nach der Kritik daran, daß Passiv, Perfekt und Futur mit Hilfsverben umschrieben werden, „an das noch peinlichere Trennen des Hilfswords vom dazu gehörigen Participium“ erinnert (*ich werde heute geimpft, ich habe gestern geimpft* bzw. *ich werde morgen impfen*), „was französischen Hörern den verzweifelten Ausruf ‚j’attends le verbe‘ [‚ich warte aufs Verb‘] abnötigt.“

Es ist Ermessenssache, ob man die von Hofmannsthal gesammelten Reflexionen über das Deutsche alle als eigentlich sprachästhetisch bezeichnet, und das gilt auch für das 2009 erschienene, von Hans-Martin Gauger eingeleitete Buch, in dem 38 zeitgenössische Autoren deutscher Mutter- oder Zweitsprache das *Lob der deutschen Sprache* – so der Titel – singen.¹⁵ Die meisten der von Gauger gesammelten Reflexionen thematisieren die deutsche Sprache als Medium deutscher Kultur, einige auch als Medium deutscher Unkultur: „Die deutsche Sprache spielte das jüdische Schicksal“, schreibt Elazar Benyoëtz. „Das Schicksal des jüdischen Volkes, von Jiddisch bis Auschwitz, ist deutsch geprägt. [...] Die deutsche Sprache nach der Nazizeit musste sich jüdisch besinnen, sich selbst einholen. Nicht nur die Hölle war deutsch geplant und ausstaffiert, auch das Entrinnen aus der Hölle bedurfte des deutschen Ausdrucks.“ Den Wortschöpfungen Paul Celans hat Ilma Rakusa ihren Beitrag gewidmet, von der Überschrift an:

„Fadensonnen, Schlafbrocken etc.“ Wer dächte nicht an das Interview, das Hannah Arendt am 28.10.1964 Günter Gaus gab und in dem sie sagt: „Geblieden ist die Sprache“ und: „Ich habe immer bewußt abgelehnt, die Muttersprache zu verlieren. [...] Im Deutschen kenne ich einen ziemlich großen Teil deutscher Gedichte auswendig. [...] Es ist ja nicht die deutsche Sprache gewesen, die verrückt geworden ist.“¹⁶

Deutsch von außen

Deutsch von außen, wie der Titel eines Sammelbands lautet, den Gerhard Stickel herausgegeben hat,¹⁷ wird erwartungsgemäß kritischer gesehen als von innen, so von Voltaire in dem Artikel „Elégance“ im 5. Band der berühmten *Encyclopédie* von Diderot und D’Alembert von 1755. Ohne daß er es nennt, weiß man, daß Voltaire die Vorzüge des Französischen meint, wenn er lauter Nachteile anderer europäischer Sprachen aufzählt, „in denen nichts so selten ist wie sprachliche Eleganz“. Das Deutsche muß er meinen, wenn er weiter schreibt: „Harte Endungen, häufige Konsonanten, notwendigerweise verdoppelte Hilfsverben in ein und demselben Satz, beleidigen das Ohr, sogar der Einheimischen.“¹⁸ Frankreich war auf der Höhe seiner kulturellen Ausstrahlung, als Antoine de Rivarol 1784 den Preis der Berliner Akademie mit seiner ‚Rede über die Universalität der französischen Sprache‘ (*Discours sur l’universalité de la langue française*) erhielt. Im Vergleich mit der französischen schneidet auch bei ihm die deutsche Sprache nicht gut ab:¹⁹ „[S]ie ist zu vielfältig und gleichzeitig zu schwierig [...] Darüber hinaus klingt [ihre] gutturale Aussprache in den Ohren der südlichen Völker allzu unangenehm, und die deutschen Drucker stießen mit der gotischen Schrift jene ab, deren Augen an die römischen Lettern gewohnt waren.“ Bis heute wird die Behauptung zitiert, nur das Französische sei der „direkten Wortfolge treu geblieben, als sei es die Vernunft selbst“. Gemeint ist die Wortstellung Subjekt-Verb-Objekt (SVO). „Daher stammt auch jene bewundernswerte Klarheit, die ewige Grundlage unserer Sprache.“ Und es folgt Rivarols berühmtester Satz: „Was nicht klar ist, ist nicht französisch“ (*Ce qui n’est pas clair n’est pas français*). Da die Wortstellung SVO auch im Französischen nicht durchgehalten wird, sprach Harald Weinrich vom Mythos der französischen *clarté*, der aber zum Ethos französischer Sprachkultur geworden sei.²⁰

Es klingt fast wie das Klischee von der deutschen Tiefe, wenn Germaine de Staël in ihrem Deutschlandbuch *De l’Allemagne*, das 1813 in London und 1814 in Deutschland erschien, über das Französische schreibt:

„Keine Sprache ist klarer und schneller, keine ergeht sich leichthin in Andeutungen und enthüllt mit größerer Präzision, was man sagen will. Das Deutsche eignet sich viel weniger für den präzisen und schnellen Ausdruck in einem Gespräch. Aufgrund der Natur seines grammatischen Aufbaus lässt sich der Sinn erst am Satzende verstehen. [...] Das Deutsche eignet sich besser für die Lyrik als für die Prosa und für die geschriebene Prosa besser als für die gesprochene; es ist ein sehr hilfreiches Mittel, wenn man alles beschreiben oder alles sagen möchte; anders als im Französischen kann man aber im Deutschen nicht über die diversen Themen flüchtig hinweggleiten, die sich einem darbieten. Wenn man den deutschen Wörtern den Rhythmus einer französischen Konversation aufzwingen wollte, würde man sie jeder Anmut und jeder Würde berauben. Das Verdienst der Deutschen besteht darin, die Zeit auszufüllen; die Begabung der Franzosen, sie aufzuheben.“

„Noch am Anfang des 20. Jahrhunderts“, schreibt Martine Dalmas, die über französische Wahrnehmungen der deutschen Sprache berichtet, „liest man zum Beispiel, das Deutsche sei ‚keine anziehende Sprache‘, in der Grammatik wimble es von ‚Archaismen‘ (als Beispiel werden die Nomen mit den Kasus genannt), der Wortschatz sei nur schwer zu erlernen und seine Aussprache sei ‚hart, mit einem gewaltsam hämmernden Wortakzent‘.“ Noch drastischer drückte sich der französische Grammatiker Maurice Grammont 1926 aus: „Was einen am Deutschen schockiert, das ist, außer einem brutalen und monotonen Rhythmus, der wie Stiefelabsätze aufs Pflaster hämmert, eine extreme Häufung von Konsonanten, die blasen, pfeifen, niesen, husten, spucken – all die vulgärsten Äußerungen des Körpers: die ganze germanische Eleganz.“²¹

Für die meisten – nicht alle – Ausländer steht die Schwierigkeit der deutschen Sprache in keinem Verhältnis zu ihrem Nutzen, besonders im Vergleich zum Englischen, und Finnen sollen das Englische sogar auch schöner finden als das Deutsche, während Litauer Deutsch zwar schwierig finden, aber auch nützlich. Als „dem Hundegebell ähnlich“ wurde das Deutsche schon von dem altprovenzalischen Troubadour Peire Vidal (ca. 1175-ca. 1210) geschmäht,²² und manche finden bis heute, das Deutsche klinge „gespuckt“ oder „gebellt“ (Franzosen), „unschön, hart, unmelodisch“ (Italiener), „sehr hart, herrisch, laut, ja kläffend“ (Polen). Auch spanische Studenten fanden es „hässlich, trocken, kalt“, allerdings nur „wenn man es nicht kennt“. Von belgischen Deutschstudenten mit niederländischer Muttersprache heißt es: „Über die Schwierigkeit, Härte, Lautheit und Steife der deutschen Sprache sind die Befragten sich ziemlich einig.“²³ Das ist um so bemerkenswerter, als das Niederländische seinerseits nicht im Ruf besonderer Schönheit steht, jedenfalls nicht im Vergleich zum Italienischen: In einer Karikatur, die 2001 im *New Yorker* erschien, sagt eine Frau zu ihrem zeitunglesenden Mann, „I think Italian is spoken in Heaven and Dutch is spoken in Hell“.²⁴ Wie eine Variante der Anekdote um Karl V. klingt es, wenn ältere Türken finden: „Deutsch ist schneidig, forsch und zackig, Französisch ist für Damen und Künstler, Englisch für Geschäftsleute, Deutsch für echte Männer!“, schließlich: „militärische Befehle haben in keiner Sprache einen besseren Klang“. Dieses Klischee wird in den italienischen Antikriegs-Comics *Die Sturmtruppen* (1968-2006) bedient, in denen SS-Leute italienische Verben und Substantive mit dem – nur z.T. zu Unrecht – als deutsch empfundenen Suffix *-en* aussprechen: *mangiaren* statt *mangiare* ‚essen‘, *vittorien* statt *vittorie* ‚Siege‘. Über viele Länder verteilt sind laut Stickel die Urteile, „dass Deutsch schwierig [...], die Wortstellung kompliziert, die Wörter lang, die Aussprache hart [sei] und dass viele Deutsche bemerkenswert laut sprechen“.²⁵ Die Korrelationen „schwierig, aber schön“, „leicht, aber häßlich“ scheinen nicht vorzukommen. Daß auch das Sprachverhalten der Deutschen – nicht die Sprache, sondern ihre Sprecher – unangenehm sei, fanden ebenfalls die meisten der von Stickel Befragten.

Daß Autoren anderer Muttersprache das Deutsche loben, bleibt die Ausnahme. Um so berühmter ist das Gedicht *El idioma alemán* des Argentiniers Jorge Luis Borges aus dem Jahr 1972, das auch Gauger in seiner Einleitung zitiert und dessen letzte Verse er selbst übersetzt hat:

*Tú, lengua de Alemania, eres tu obra
Capital: el amor entrelazado
de las voces compuestas, las vocales*

Du, Sprache Deutschlands, bist dein eigenes
Meisterwerk: die sich umschlingende Liebe
Der zusammengesetzten Wörter,

*Abiertas, los sonidos que permiten
El estudioso hexámetro del griego
Y tu rumor de selvas y de noches.
Te tuve alguna vez. Hoy, en la linde
De los años cansados, te diviso
Lejana como el álgebra y la luna.*

Die offenen Vokale, die Laute, die den kunstvollen
Hexameter des Griechischen erlauben,
Und dein Rauschen von Wäldern und Nächten.
Einst besaß ich dich. Heute, an der Grenze
Der müden Jahre, nehm ich dich wahr
Fern wie die Algebra und der Mond.

Das ganze Gedicht hat 31 Verse, die Bildungserlebnisse in oder mit der deutschen Sprache poetisieren.

Zwei Hypothesen

Selten wird in Gaugers Anthologie das Lob der deutschen Sprache linguistisch begründet. Die Frage, ob das möglich sei, stellt er selbst in seiner Einleitung mit dem „Einschub: Sprachlob in der Sprachwissenschaft?“. Darin möchte er „kurz skizzieren, dass ein Lob einzelner Sprachen oder auch einzelner Sprachgruppen in der Sprachwissenschaft durchaus denkbar wäre“. Die Beispiele, die er dann gibt, sind jedoch nicht eigentlich sprachästhetischer Natur, sondern sollen das (nicht nur) Roman Jakobson zugeschriebene Diktum illustrieren, daß Sprachen sich nicht so sehr in dem unterscheiden, was sie sagen *können*, sondern in dem, was sie sagen *müssen*. Statt die deutsche Sprache zu loben, schreibt Hartmut von Hentig in seinem Beitrag zu Gaugers Anthologie, „[s]oll doch lieber jeder, der das möchte, seine ‚Liebeserklärung an die deutsche Sprache‘ ausbringen – galant, wie eine solche sein darf, und unbekümmert – um Gerechtigkeit und ohne andere Sprachen herabzusetzen, ohne umständliche Absicherung und Systematik, mal den Wohlklang und mal den Reichtum, mal die Absorptionsfähigkeit und mal die Bildhaftigkeit hervorhebend. Über ‚die deutsche Sprache‘ hätte er damit nicht geurteilt und also nicht sie gelobt, sondern dieses oder jenes an ihr, wofür sie dann anderwärts vermutlich einen Preis zu zahlen hat“, schreibt von Hentig – und zieht seinerseits Vergleiche mit anderen Sprachen.

Linguisten können es elegant finden, wie man im Englischen durch die Wahl der *Verbform* zwischen einer Eigenschaft und einer Tätigkeit unterscheiden kann: *Mary teaches* (Einfache Form) bedeutet, daß Mary Lehrerin ist, *Mary is teaching* (Verlaufsform), daß sie gerade im Unterricht ist; Linguisten können es elegant finden, wie man im Französischen und anderen romanischen Sprachen allein durch die Stellung eines Adjektivs die Bedeutung der ganzen Attribution ändern kann: *un homme grand* (Nachstellung des Adjektivs) ist ein hochgewachsener Mann, *un grand homme* (Vorstellung) ist ein bedeutender Mann; und Linguisten können es elegant finden, wie man im Deutschen durch die Wortstellung den Sprechakt wechseln kann: im Hauptsatz steht das Verb an zweiter Stelle (*Impfen schützt*), im Nebensatz an letzter (... *weil Impfen schützt*) und in Ja/Nein-Fragen an erster (*Schützt Impfen?*). Aber das sind keine Aussagen über das Englische, Französische oder Deutsche, sondern über Strukturen des Englischen, Französischen oder Deutschen.

Am ehesten objektivierbar ist die Frage, ob eine Sprache als schwer oder als leicht wahrgenommen wird, aber auch das hängt von der Muttersprache oder etwaigen anderen vorher gelernten Fremdsprachen des Lernalters ab. Ein Deutscher, der Russisch kann, wird sich nicht darüber wundern, daß auch das

ebenfalls slawische Polnische keinen Artikel kennt; wer Französisch kann, wird sich nicht darüber wundern, daß auch das ebenfalls romanische Italienische oder Spanische neben dem Imperfekt ein Historisches Perfekt hat. Seinerseits wird sich jemand mit englischer Muttersprache, der in der Schule Griechisch oder Lateinisch hatte, nicht wundern, daß es auch im Deutschen Genera, Deklinationen und Konjugationen gibt. Zwar ist, ob eine Sprache als schwer oder leicht wahrgenommen wird, keine ästhetische Frage, aber eine Sprache schwer zu finden nimmt einen vermutlich nicht für diese Sprache ein, wenn man sie lernt. Für den Spracherwerb gilt sicher, was der amerikanische Spracherwerbsforscher Charles D. Young schreibt: „A language must strike a balance between being easy on the speaker and being intelligible for the listener.“²⁶

Daß auch das Urteil über eine vergleichsweise nahe Sprache nicht nur von dieser abhängt, sondern auch von dem, der es abgibt, also von *seiner* Sprache oder seinen Sprachen, wird durch eine Schweizer Untersuchung bestätigt, bei der die Urteile von Französischschweizern mit denen von Deutschschweizern über dieselben Sprachen verglichen wurde. Dabei wurde zwischen der *Schönheit* einer Sprache und ihrer *Beliebtheit* unterschieden. Auch den Probanden dieser Untersuchung galt das Italienische für die schönste, aber nicht für die beliebteste Sprache; beliebteste Sprache war das Englische, für die Deutschschweizer genauso wie für die Französischschweizer. „Englisch ist nützlich“, hat es die Romanistin Trudel Meisenburg 2001 auf den Punkt gebracht, „da braucht es nicht auch noch schön zu sein.“²⁷

Eine Sprache schön zu finden, eine andere nicht, halten viele Linguisten für unprofessionell und versuchen, sprachästhetische Klischees auf die linguistische Probe zu stellen. „Sind nicht alle Sprachen schön?“ war die rhetorische Frage, zu deren Beantwortung Meisenburg ihre Sammlung von sprachästhetischen Aussagen ausbreitete. Ausführlich berichtete sie über den Philologen und Übersetzer August Wilhelm Schlegel, dem es im „Wettstreit der Sprachen“ von 1798 darum ging, ob es „allgemeine Gesetze des Wohlklanges“ gebe, die „auf die menschliche Natur und das Wesen der Töne gegründet“ wären; über den Romanisten Karl Vossler, der sich 1925 sicher war, daß „von der grammatischen Forschung alle ästhetische Beurteilung der einzelnen Sprachen als Laiengerede abgelehnt“ werde; über Eugen Lerch (1933), ebenfalls Romanist, nach dessen Eindruck das Französische zwar „wohlklingender“ sei als das Deutsche, dieses aber „markiger“ dank seiner Konsonantenhäufungen; bis zu Wilhelm Theodor Elwert (1959), noch ein Romanist, für den die Schönheit nicht im Objekt – der Sprache –, sondern in der Reaktion auf das Objekt liege („la beauté n'est pas dans l'objet mais dans la réaction de l'individu à l'objet“). Meisenburg hätte noch Harald Weinrich zitieren können, der seinerseits sicher war: „Die vergleichende Sprachwertung ist Sache der Dilettanten, nicht der Linguisten“ (zuerst 1964).²⁸

„The language beautiful“ – so emphatisch überschrieb der amerikanische Romanist Charles H. Grandgent einen Aufsatz aus dem Jahr 1924, in dem er seine Wahrnehmung des Italienischen als schöne Sprache erklärte; als nächstschöne Sprachen folgten das Französische und Spanische, dann „sonorous German“, und die häßlichsten Sprachen waren für ihn, selbst Amerikaner, das

amerikanische Englisch, Dänisch, Niederländisch und Arabisch. Ihm und anderen ging es gar nicht mehr darum, *ob* die italienische Sprache schön sei oder nicht, denn das setzten sie voraus, sondern nur noch darum, welchen Eigenschaften sie ihre Schönheit verdanke. Grandgent, der sie zu kennen glaubte, folgerte, daß die Eigenschaften, welche die Schönheit des Italienischen ausmachen, Eigenschaften sprachlicher Schönheit überhaupt sein müßten: „Having started with the postulate that Italian is a typically beautiful language, we are led to the conclusion that the foregoing traits are characteristic of beauty in speech.“²⁹ Das heißt, nach Vorhandensein oder Fehlen dieser Eigenschaften müßte sich von jeder Sprache der Welt sagen lassen, wie schön sie sei. Weniger emphatisch hatte sich 1922 der dänische Linguist Otto Jespersen geäußert und es begrüßt, wenn sprachästhetische Fragen „which are generally answered in an off-hand way according to a loose general judgement, [are put] on a scientific footing by examining in detail what it is that makes us more or less instinctively prefer one language, or one turn or expression in a language, and thus lay the foundation of that inductive æsthetic theory of language which has still to be developed in a truly scientific spirit“.³⁰

Daß das möglich sei, konnte sich jemand wie der französische Linguist André Martinet (den Meisenburg auch zitierte) erstmal nicht vorstellen. Seine Antwort auf die Frage „Kann man von einer Sprache sagen, daß sie schön sei?“ müßte jeden Linguisten entmutigen: „Nichts liegt einem heutigen Linguisten, der sich mit den Charakteristica einer Sprache beschäftigt, ferner als die Frage, ob diese Sprache schön oder häßlich sei.“³¹ Laut Martinet

„sind die meisten ästhetischen Urteile über Sprachen durch etwas anderes motiviert als durch die intrinsischen Qualitäten dieser Mitteilungs- und Ausdrucksmittel. Tatsächlich beruhen sie auf den Einstellungen, die man zu dem Volk hat, in dem die fragliche Sprache gesprochen wird, zu den Beziehungen, die man zu ihren Sprechern geknüpft hat, auf der Neigung zu dem Land, wo man sie gehört hat, auf dem Reiz der Literatur, deren Medium sie ist, ein Reiz, der, besonders in einer Fremdsprache, mehr auf der klanglichen Substanz der Botschaft als auf der besonderen Form beruht, in die sie gekleidet ist.“³²

So steht denn auch der Aufsatz von Howard Giles und Nancy Niedzielsky, „Italian is Beautiful, German is Ugly“, in einem Sammelband mit dem bezeichnenden Titel *Language Myths*.³³ Für Giles und Niedzielsky sind ästhetische Sprachbewertungen nicht sprachlich begründet – in der Literatur als *inherent value hypothesis* geläufig – sondern außersprachlich – die *social connotation hypothesis* (ursprünglich: *imposed norm hypothesis*). So könnte z.B. Italienbegeisterung Begeisterung für die italienische Sprache einschließen – eine Assoziation, die allerdings dem amerikanischen Englisch nicht zugutekäme, denn Amerika-Begeisterung schließt gewöhnlich keine Begeisterung für das amerikanische Englisch ein, selbst dann nicht, wenn man Englisch wie ein Amerikaner auszusprechen schick findet. Aber selbst Martinet will wissen, „worauf ästhetische Urteile über Sprachen beruhen, die so verschieden ausfallen“, und ist nun gar nicht mehr so weit entfernt von Grandgent, wenn er schreibt:

„Ist erstmal geklärt, welche äußeren Faktoren eine Rolle spielen, müssen wir die Frage angehen, die für uns fundamental ist, in welchem Maße die Merkmale, die in der menschlichen Sprache vorkommen, durch ihr Vorhandensein oder Fehlen in einer bestimmten Sprache die ästhetischen Urteile über diese Sprache beeinflussen.“³⁴

Ein besonders instruktives Beispiel für die *social connotation hypothesis* kommt aus Frankreich. Es stammt von Claude Favre de Vaugelas, der in seinen ‚Bemerkungen über die französische Sprache‘

(*Remarques sur la langue françoise*) von 1647 als ‚guten Sprachgebrauch‘ (*bon usage*) den Sprachgebrauch des Hofes und der besten Schriftsteller definierte und in Regeln faßte.

An Versuchen, die *social connotation hypothesis* mithilfe der *inherent value hypothesis* zu legitimieren, fehlt es nicht. Den ersten systematischen Versuch, ästhetische Wahrnehmungen von Sprache linguistisch zu begründen, hat die niederländische Phonetikerin Renée van Bezooijen gemacht.³⁵ Sie hat ihrerseits fünf Hypothesen aufgestellt, die sich teils auf verschiedene Sprachen, teils auf Varietäten ein und derselben Sprache beziehen lassen: 1. die Klanghypothese, die der *inherent value hypothesis* entspricht, 2. die Normhypothese, die von der Nähe zum Standard ausgeht, 3. die Kontexthypothese, die der *social connotation hypothesis* entspricht, 4. die Verständlichkeitshypothese und 5. die Vertrautheitshypothese, nach der eine Sprache oder eine Varietät um so schöner ist, je besser man sie kennt.

Klang

„Wenn auch die »inherent value hypothesis«, die mit Lautassoziationen operiert, insgesamt wenig überzeugen kann, so gilt auch, dass keine der anderen Hypothesen allein erklären kann, wie es zu Bewertungsunterschieden kommt“,³⁶ läßt der Dialektologe Markus Hundt gelten. So scheint es auch die vergleichende Sprachwissenschaftlerin Gisela Zifonun zu sehen, wenn sie in ihrem Buch *Das Deutsche als europäische Sprache* schreibt:

„Die lautlichen oder die einem Lautsystem zugeschriebenen Eigenschaften haben sicher Einfluss darauf, wie eine Sprache wirkt, besonders auf die der Sprache nicht Mächtigen. Wenn eine Sprache als melodisch oder unmelodisch, als weich oder hart – oder gar als guttural wegen der [...] Rachenlaute –, als schön oder häßlich eingeschätzt wird, so werden diese ästhetischen Urteile stark von der Bewertung des akustischen Eindrucks geprägt, den Hörer von der Sprache haben oder zu haben glauben und der natürlich weniger von messbaren Gegebenheiten als von Hörgewohnheiten oder kulturellen Vorurteilen abhängt. Man muß phonologische Eigenschaften also sehr wohl der ‚Eigenart‘ einer Sprache zurechnen.“³⁷

Tatsächlich werden die meisten ästhetischen Urteile über eine Sprache mit der Klanghypothese begründet. Alle anderen Hypothesen wurden für den Vergleich von Varietäten ein und derselben Sprache aufgestellt, können aber bei der Wahrnehmung einer anderen Sprache zur Klanghypothese dazukommen, insbesondere die Kontexthypothese, die Verständlichkeitshypothese und die Vertrautheitshypothese.

Zur Prüfung der Klanghypothese hat van Bezooijen niederländische Informanten – ihrerseits Phonetiker – gebeten, das Niederländische und acht andere Sprachen anhand von 21 Parametern zu vergleichen, und die Werte korreliert. Während die meisten Parameter sich für die Überprüfung der Klanghypothese als irrelevant erwiesen, zeigte sich, daß die Informanten die Sprachen, die sie für „beautiful“ hielten, nämlich Italienisch, Spanisch, britisches Englisch und Französisch, auch „melodious“ fanden, während sie die Sprachen, die sie für „ugly“ hielten, nämlich ihr eigenes Niederländisch sowie amerikanisches Englisch, Deutsch und Russisch, auch „monotonous“ fanden. „Melodiöser“ als alle anderen Sprachen zu sein scheint den Ausschlag dafür gegeben zu haben, daß das Italienische als

besonders schön wahrgenommen wurde, während Deutsch als zweithäßlichste Sprache abschneidet. Die Autorin folgert vorsichtig: „These outcomes suggest that the aesthetic evaluation of the eight languages by the Dutch phoneticians may have a phonetic basis.“

Was es ist, das romanische Sprachen und besonders das Italienische für viele „schön“ macht, jedenfalls im Vergleich zu germanischen Sprachen und besonders dem Deutschen, ist sehr wohl eine Frage an Linguisten, an wen sonst? Eine von vielen Antworten kam von dem Schulphilologen F. Oskar Weise Ende des 19. Jahrhunderts: „In den germanischen und namentlich in den slavischen Idiomen spielen die Konsonanten eine weit hervorragendere Rolle als in den romanischen, die sich durch größeren Vokalreichtum auszeichnen. Dadurch erhält z.B. das Italienische seine unvergleichliche Anmut und Weichheit, Lieblichkeit und Schönheit.“ Und weiter: „Das Lateinische nun hält die Mitte zwischen dem Vokalreichtum und der schmelzenden Weichheit des Italienischen und der Konsonantenhäufung des Russischen. In dieser Beziehung steht es dem Griechischen weit ferner als der deutschen Schriftsprache.“ Und Weise beruft sich bei seinem Urteil auf keine Geringeren als den Altphilologen Friedrich August Wolf und Wilhelm von Humboldt und sieht wie diese im Lateinischen den Ausdruck eines soldatischen, harten, realistischen u.ä. römischen „Volkscharakters“.³⁸

Vokale gelten als Klänge, Konsonanten als Geräusche. Nur über Vokale werden Gedichte geschrieben. Marina Yaguello, Autorin eines *Catalogue des idées reçues sur la langue* („Katalog der Gemeinplätze über Sprache“) von 1988,³⁹ hat die Laute sogar nach ihrer Musikalität geordnet: Vokale sind musikalischer als Konsonanten, und von diesen sind die unmusikalischsten die Verschlusslaute (*p t k b d g*), die denn in Comics auch lautmalerisch eingesetzt werden, um Geräusche wiederzugeben: (frz.) *bing, boum, beurk, cataclop, toc toc, pim pam poum* u.a.m. Daß die romanischen Sprachen vokalreicher seien als die germanischen Sprachen, gilt und gilt nicht. „Maßgeblich für die Wahrnehmung des it. Vokalreichtums“, schreibt der Romanist Matthias Heinz, „ist nicht die absolute Zahl der Vokaltypen, sondern deren hohe Vorkommenshäufigkeit“.⁴⁰ Tatsächlich unterscheiden die romanischen Sprachen weniger Vokale als die germanischen: das Italienische 7, in betonten Silben nur 5, und das Deutsche, methodische Schwankungen bei der Zählung vorbehalten, 14, während die Anzahl der Konsonanten in diesen beiden Sprachen ungefähr gleich ist (ca. 20; im Lateinischen beträgt das Verhältnis Vokale : Konsonanten 5:15, im Spanischen 5:18, im Französischen 12:17 und im Englischen 12:22). Aber Vokale machen im Italienischen ca. 43% eines Textes aus, im Französischen, der ewigen Konkurrentin im Schönheitswettbewerb der Sprachen, 43,4%, im Deutschen nur 38%.⁴¹ Das heißt, das Deutsche unterscheidet nicht weniger Vokale als das Italienische, sondern mehr, aber die vielen deutschen Vokale kommen seltener vor als die wenigen italienischen Vokale, die zudem im Vokaldreieck oder -trapez als maximal gespreizt dargestellt werden, also maximal miteinander kontrastieren. Im Italienischen hört man immer wieder *a e i o* (Wielands „sehr langweilige Eintönigkeit“) und, seltener, *u*, im Deutschen hingegen die italienischen Vokale, außerdem *ö* und *ü*, und alle in langer geschlossener und in kurzer offener Qualität (z.B. *Bahn* vs. *Bann*, *Höhle* vs. *Hölle* ...), dazu den unbetonten, *e* geschriebenen sog. Zentralvokal wie in der Infinitivendung *-en* (*lauf(e)n*). Das ist im Deutschen sogar

der häufigste Vokal, während der häufigste Vokal im Italienischen *a* ist. Das heißt, der Klang des Italienischen wird mit Recht als kontrastreicher wahrgenommen, und Kontrastreichtum ist im Sinne der Verständlichkeitshypothese funktional, was, wie sich herausstellen wird, auch der Grund für die Bevorzugung bestimmter Silbenstrukturen ist.

Außer den einfachen Vokalen dürften auch Diphthonge (‚Doppellaute‘, z.B. *ei*, *au*) und Triphthonge (‚Drei(fach)laute‘, z.B. *miau*) als Mehrwert an Sonorität wahrgenommen werden. Aber abgesehen davon, daß der Status von Diphthongen und Triphthongen strittig ist – im Deutschen werden bis zu 11, im Italienischen bis zu 21 Diphthonge gezählt (im Französischen, wo sie allerdings besonders strittig sind, und Spanischen bis zu 13, im Englischen bis zu 9),⁴² sind zwischensprachliche Vergleiche ihrer Vorkommenshäufigkeit nicht bekannt. Der Finno-Ugrist Gyula Décsy schrieb: „Echte Diphthonge erhöhen sehr den Wohlklang“, und bedauerte, „daß gewöhnlich nur Fachleute über die Existenz der betörend schönen französischen Diphthonge Bescheid wissen [...] die insbesondere in Verbindung mit Nasalvokalen (*bien*, *viens*, *triomphe* [...]) das Höchstmaß an akustisch-ästhetischer Wirkung [erreichen]“.⁴³ Davon allerdings wollte der deutsche Sprachwissenschaftler Elmar Ternes wieder nichts wissen und schrieb: „Mit Bezug auf DÉCSY (1973) stellen wir fest, dass wir eine ästhetische Wertung von Sprachen ablehnen, gleichgültig ob positiv (‚betörend schön‘, über Französisch) oder negativ (‚befremdend‘, über Russisch).“⁴⁴

Zur relativen Häufigkeit der Vokale im Italienischen kommt noch ihre Verteilung – nicht nur, daß im Italienischen fast 75% der Silben offen sind, d.h. auf Vokal auslauten, und im Deutschen nur ca. 41% (im Englischen ca. 47% und im Französischen sogar ca. 80%), sondern daß im Italienischen der sog. ‚absolute Auslaut‘, d.i. der Auslaut vor Sprechpause, offen ist: „Im Italienischen enden alle Wörter auf *a e i o u*“ sagen Nichtitaliener und meinen dies gewöhnlich als Kompliment. Ausnahmen bilden einsilbige Lehnwörter wie *bar*, *bus*, *gas*, *tram*, *est* und *ovest*, *nord* und *sud*. In fremdsprachlichen Äußerungen kann sogar ein vokalischer Auslaut angehängt werden (‚Epenthese‘), z.B. wenn auf venezianischen Vaporetti die Haltestelle San Marco für englischsprachige Touristen angekündigt wird mit der Bandansage: *Next(e) stop(e) San Marco*. Das erinnert an den Preußenkönig Friedrich II., der besser Französisch als Deutsch gekonnt haben soll und zur Verschönerung der deutschen Sprache vorschlug, an ihre konsonantischen Endungen einen vokalischen Auslaut anzuhängen und aus *sagen*, *geben*, *nehmen sagena*, *gebena*, *nehmena* zu machen – ein Vorschlag, über den Madame de Staël sich allerdings mokierte: ‚dieses als Italienisch verkleidete Deutsch würde den komischsten Effekt der Welt machen‘ (‚cet allemand masqué en italien produirait le plus comique effet du monde“).⁴⁵ Übrigens kommt im Französischen hinzu, daß der Betonungsabfall am Ende einer Phrase, die mehr als ein Wort umfassen kann (frz. *mot phonétique* ‚phonetisches Wort‘), ausbleibt, was an Stammwortbetonung gewöhnte Deutsche als Endbetonung wahrnehmen: im Französischen wird das jeweils letzte Wort bis zum Ende ausartikuliert, vgl. einen Redeschluß von De Gaulle: *Et maintenant / nous allons / chanter / tous ensemble / la Marseillaise* (‚Und jetzt wollen wir alle zusammen die Marseillaise singen‘.)

Nun trifft das über das Italienische Gesagte auch auf das Spanische zu, das seinerseits nur die 5 Vokale *a e i o u* unterscheidet und dessen Vokalismus insofern als mindestens genauso kontrastreich wahrgenommen werden könnte. Was dem Ruf des Spanischen schadet, das sind der sog. *Ach*-Laut (dazu w.u.), wie gleich zweimal in dem Namen *Jorge* ‚Georg‘, und die Wahrnehmung als besonders schnell, was dem Spanischen den Vergleich eingetragen hat, es klinge wie „monotones Geratter“.⁴⁶ Abgesehen davon, daß einem eine Fremdsprache schneller erscheint als die eigene, wenn man mit dem Verständnis nicht nachkommt, ist es eine gemessene Tatsache, daß (europäische) Spanier im Durchschnitt 7,82 Silben pro Sekunde sprechen, mehr als die Franzosen (7,18), die Italiener (6,99), die Engländer (6,19) und viel mehr als die Deutschen (5,97) – Unterschiede, die mit der relativen Komplexität der Silbenstruktur zusammenhängen (s.w.u.).⁴⁷ Daß das deutsche Sprechtempo das langsamste sein soll, dürfte übrigens nicht für alle deutschen Dialekte gleichermaßen gelten, jedenfalls nicht für das Norddeutsche, selbst wenn nicht alle Norddeutschen so schnell sprechen wie der gebürtige Hamburger Karl Lagerfeld, wenn er deutsch sprach.

Zum Italienischen ist nachzutragen, daß auch Konsonanten klingen können, denn hier gibt es lange Konsonanten, man vergleiche it. *fato* ‚Schicksal‘ vs. *fatto* ‚Tatsache‘ mit dt. *Rate* vs. *Ratte*. Im Italienischen bedeutet Doppelschreibung (*fatto*) Längung des Konsonanten, während sie im Deutschen Kürzung (und Öffnung) des voraufgehenden Vokals bedeutet: das *tt* von *Ratte* ist nicht länger als das *t* von *Rate*. Lange Konsonanten gibt es auch in anderen Sprachen, z.B. im Finnischen, auch im Lateinischen gab es sie, aber im (Standard)Deutschen gibt es sie nicht.

Gegen das Deutsche werden andere konsonantische Merkmale eingewandt, besonders Kehl(kopf)- und Rachenlaute, namentlich der ‚Knacklaut‘, der schon genannte *Ach-/Ich*-Laut, die Aspiration von Verschlusslauten und das sog. uvulare oder Zäpfchen-*r* (in den Ausspracheangaben von Lehr- und Wörterbüchern als [ʀ] bzw. [ʁ] notiert, je nachdem ob das Zäpfchen vibriert ([ʀ]) oder nicht ([ʁ]) – im Gegensatz zur Notierung des Zungenspitzen-*r* [r]). Mit dem Knacklaut oder ‚Glottisschlag‘ ist die Sprengung des Stimmlippenverschlusses gemeint, die einen vokalischen Anlaut begleitet: hörbar in *vereisen* (< *Eis*) im Unterschied zu *verreisen* (< *Reise*) – laut Yaguello ein Grund, wenn Sprachen mit diesem Merkmal abgehackt und damit unmusikalisch wirken („donnent une impression de débit haché qui peut paraître désagréable et donc antimusical“). Der *Ach*-Laut steht außer nach *a* auch nach *o* (*Loch*) und *u* (*Buch*), der *Ich*-Laut außer nach *i* auch nach *e* (*frech*). Das Schweizerdeutsche kennt in allen Positionen nur den *Ach*-Laut, und dem Niederländischen hat dieser Laut den abfälligen Ruf eingetragen, es sei keine Sprache, sondern eine „Halskrankheit“. Zum *Ach*-Laut mag im Niederländischen noch das sog. ‚dikke L‘ (das es auch in der Kölner Mundart und im Portugiesischen gibt) „erschwerend“ hinzukommen. Mit Aspiration schließlich ist gemeint, daß stimmlose Verschlusslaute, namentlich *p t k*, behaucht werden, z.B. *K^hap^hit^hän*. Die Aspiration ist im Englischen schwächer als im Deutschen, aber Italienern, glaubte der Amerikaner Grandgent, immer noch unangenehm: „To their ear we sputter“.⁴⁸ Dafür, daß „Rachen-“ oder „Kehllaute“ als häßlich wahrgenommen werden, hat der

niederländische Phonetiker Vincent van Heuven denn auch eine noch drastischere Erklärung: solche Laute seien⁴⁹

„strongly reminiscent of the sound that a person produces when being strangled. The same sounds are also associated with vomiting (and the sound accompanying the vomiting gesture is associated with the effect of revulsion). This would also explain why Arabic (with its prominent pharyngeal fricative Hamsa) is widely considered an ugly language. German also features a uvular voiceless fricative; yet this sound does not meet with such negative feelings as its counterpart in Dutch.“

Letzteres führt er also darauf zurück, daß es im Deutschen eben nicht nur den *Ach*-Laut, sondern auch den *Ich*-Laut gibt, im Niederländischen (wie im Schweizerdeutschen) nicht. „My prediction is that what is perceived as ugly in Dutch is the specific combination of the ach-laut [...] when coarticulated with a front vowel [...]“, also vor *e* und *i*. Dazu komme noch, daß das Deutsche das ‚dikke L‘ nicht kenne, das allerdings wie gesagt in Köln sehr wohl zu hören ist. Wegen ihrer so ähnlichen Anschaulichkeit sei an dieser Stelle noch eine Aussage des österreichischen Sprachphilosophen Friedrich Kainz (1897-1977) über die Wahrnehmung von Konsonanten nachgetragen: „Ihre Erzeugung vorne im Mund liefert wohlklingendere Ergebnisse als wenn die Artikulationsposition sich hinten im Rachen befindet, was gurgelnde, röchelnde und vomierende Geräusche erzeugt.“⁵⁰ Das scheint auch Yaguello gelten lassen zu wollen, die ihre Wahrnehmung des Russischen als schön mit Ähnlichkeiten mit dem Italienischen begründet. Daß bei der Wahrnehmung einer Sprache auch ideologische Kriterien mitspielen können (die *social connotation hypothesis*), räumt sie ein und gibt das Beispiel, daß die Franzosen das Deutsche im allgemeinen nicht schön finden, so wenig wie das Arabische, das hingegen die westafrikanischen Wolof schön und musikalisch finden, nicht nur weil es ihrer eigenen Sprache ähnlich, sondern weil es auch die Sprache ihrer Religion ist: die Sprache des Korans.

Für den italienisch-deutschen Romanisten Christian Rivoletti können *Ach*-/*Ich*-Laut und Aspiration auf nichtdeutsche Muttersprachler durchaus einen gewissen Reiz („un certo fascino“) ausüben. Ein Kenner der deutschen Liedkultur, hört er aus dem Schluß des *Erlkönig* in der Schubertschen Vertonung („in seinen Armen das Kind war tot“) durch die Dehnung des „dunklen“ *o* und die Aspiration des auslautenden *-t*, die die Stimmlosigkeit dieses Konsonanten lautmalend potenziert, die Verzweiflung über den Tod des Kindes. Aber auch den ‚palatalen‘, d.h. im vorderen Mundraum artikulierten Konsonanten des Deutschen billigt Rivoletti eine suggestive musikalische Wirkung zu: nicht nur dem *sch* (in phonetischer Notierung: [ʃ]) zum Ausdruck des Rauschens von Wind oder Wasser,⁵¹ von dem schon Schottel fand, keine Sprache könne es „wesentlicher abbilden“ als die deutsche.

Daß die deutsche Sprache militärisch klinge, wird u.a. mit dem schnarrenden Zungenspitzen-*r* begründet (*Rührt Euch!!!*), das es auch im Italienischen und noch markanter im Spanischen gibt (*perro*, ‚Hund‘), dort aber niemand als militärisch aufgefallen zu sein scheint. Der Pazifist Heinrich Böll beschrieb seinen Kölner Dialekt, gewöhnlich in geringem Ansehen, als „vollkommen unmilitärische Sprache [...], der das *r* fehlt, genau der Laut, auf dem die militärische Disziplin hauptsächlich beruht“.⁵² Natürlich fehlt das *r* nicht schlechthin, sondern nur in bestimmten Umgebungen, z.B. in dem Wort (*Rosen*-)Garten, das die Rheinländer aussprechen wie (*Segel*-)Jachten. Eher als daran dürfte Böll

an jenes schnarrende Zungenspitzen-*r* gedacht haben, das es in seinem Dialekt tatsächlich nicht gibt. Aber auch das einfache *r* scheint manchen Deutschen nicht geheuer zu sein, oder wie ist es zu verstehen, daß in dem Gedicht *Die auf ein starckes Ungewitter erfolgte Stille* (1744) von Barthold Heinrich Brockes – Wieland (s.o.) weist darauf hin – in den mehr als 70 Versen, die auf die Beschreibung des Unwetters folgen und die wiedergekehrte Stille beschreiben, kein einziges *r* mehr vorkommt?

Ein weiterer Parameter des Sprachvergleichs ist nun die Silbenstruktur: die Zusammensetzung einer Silbe aus Vokalen und Konsonanten. Ein Vergleich mit dem Englischen, Französischen und Spanischen ergab, daß Silben im Deutschen mit 2,2 Lauten am längsten waren (Englisch 2,0, Französisch und Spanisch 1,8; Italienisch fehlte in der Untersuchung). Am verbreitetsten sind Silbenstrukturen mit einem vokalischen Kern (V) und einfachem konsonantischen An- und/oder Auslaut (K), also KV oder VK. Da die ersten kindlichen Wortbildungen (nach dem Lallwort *mama*) aus dem Silbentyp KV bestehen, einer einfachen Kieferöffnung – idealiter *p/t/k+a* – ist dieser als ‚Ursilbe‘ bezeichnet worden.⁵³ Sie ist im Italienischen häufiger als im Deutschen. Man vergleiche *Mi-la-no*, *Na-po-li*, *Tori-no* mit *Braun-schweig*, *Frank-furt*, *Stutt-gart* oder auch *Mo-na-co*, wie die Italiener es nennen, mit *Mün-chen*. Der nächstverbreitete Silbentyp ist KVK. Was für den Vokalismus galt, gilt erst recht für die Silbenstruktur – in den Worten Harald Weinrichs:

„Je schärfere Kontraste eine Information enthält, umso besser kommt die Kommunikation zustande, d.h. um so leichter teilt sie sich dem Hörer gemäß der Intention des Sprechers mit. Ein Vokal und ein Konsonant kontrastieren aber stärker als zwei Vokale untereinander oder zwei Konsonanten untereinander. Das Interesse der Kommunikation verlangt daher einen möglichst regelmäßigen Wechsel von Vokal und Konsonant. Wenn wir einen solchen Wechsel ästhetisch schön nennen, folgen wir genau den strukturalen und funktionalen Ordnungslinien der Kommunikation.“⁵⁴

Je einfacher Silbentypen sind, desto häufiger sind sie innersprachlich und desto verbreiteter zwischen-sprachlich; komplexe Silbenstrukturen setzen einfache voraus. Die europäischen Sprachen kennen weder so komplexe Konsonanzen, wie sie außerhalb Europas vorkommen, noch lassen sie nur KV-Folgen zu. Daß die Silbenstrukturen der germanischen Sprachen größere Komplexität erreichen als diejenigen der romanischen Sprachen, bedarf keines Beweises. Nicht nur das Deutsche, sondern auch das Englische läßt 39 verschiedene Konsonantenverbindungen zu; die wenigsten läßt nicht das Italienische zu (26), sondern das Spanische (18), was dessen hohes Sprechtempo (s.o.) erklärt. Das Französische liegt dazwischen (22). Was das Deutsche vom Englischen unterscheidet, ist die Komplexität der Verbindungen, die im Deutschen noch größer ist als im Englischen; die Quelle dieses Vergleichs⁵⁵ gibt die Beispiele *SPRINGST* (KKKVKKKK), *ERNST* (VKKKK), *HERBST* (KVKKKK), *STROLCHST* (KKKVKKKKK), *ERNSTS* (VKKKKK), *HERBSTS* (KVKKKKK). Welche Bedeutung Konsonantenverbindungen für die deutsche Wortbildung haben, wird sich im Kapitel „Wortschatz“ zeigen.

Wenn Grandgent „freedom from hard combinations of consonants“⁵⁶ zu den Vorzügen des Italienischen zählte, so vielleicht nur deshalb, weil er das Spanische nicht berücksichtigte – vielleicht aber auch, weil andere Parameter die sonst ähnliche Silbenstruktur nicht gleichermaßen zur Wirkung bringen. Den Deutschen ihrerseits fallen die Konsonanzen im Slawischen auf, etwa im Russischen, wo es (Fluß-)Namen wie *Dnjepr* und *Dnjestr*, oder im Kroatischen, wo es Ortsnamen wie *Krk* und *Trst* (=

Triest) gibt, aber auch im Deutschen gibt es zungenbrecherische Orts- bzw. Personennamen wie *Ischgl* oder *Gstrein*, die aber alle eine silbenbildende sog. Liquida (*l* oder *r*) involvieren. Es scheint im Sinne der Verständlichkeitshypothese zu sein, wenn man zusammenfaßt, daß eine Silbenstruktur, die von dem KV-Muster abweicht, (vergleichsweise!) negativ konnotiert ist.

Nun wäre schon lange zu fragen gewesen, was gemeint ist, wenn Sprachen wie besonders das Italienische als ‚melodiös‘ oder ‚musikalisch‘ bezeichnet werden und Sprachen wie das Deutsche hingegen als ‚unmelodiös‘ oder ‚unmusikalisch‘. Ist die Sprache selbst gemeint, und dann wären Attribute wie ‚melodiös‘ oder ‚musikalisch‘ Metaphern, oder ist ihre Eignung für den Gesang gemeint? Gesungen wird in allen Sprachen, und Opern gibt es nicht nur auf italienisch, sondern auch in für viele so unmelodiösen oder unmusikalischen Sprachen wie Deutsch oder Russisch.⁵⁷

Rivoletti versteht denn auch unter Musikalität einer Sprache – jeder Sprache – ihre Anpassungsfähigkeit an die Aussage des Gesangs; sein Beispiel war der Schluß des *Erlkönig*. Die Frage, ob das Italienische zur scheinbar idealen Opernsprache geworden wäre, wenn die Oper nicht in Italien erfunden worden wäre, ist müßig; daß sie in Italien erfunden wurde, hat kulturelle Gründe, nicht sprachliche. Vorausgesetzt, daß man eine Sprache, um in ihr singen zu können, erst einmal sprechen können muß, leuchtet es ein, daß eine kontrastreichere Sprache wie das Italienische auch im Gesang verständlicher herüberkommt als eine kontrastärmere wie das Deutsche mit seinen vielen verschiedenen Vokalen oder als das Englische. Das ist die Erfahrung des italienischen Baritons Alessandro Corbelli, der außer in seiner Muttersprache in fünf Fremdsprachen singt und in jeder um Akzentfreiheit bemüht ist. Die einfachen Konsonanten des Deutschen findet er leicht zu singen, Konsonantenhäufungen um so schwerer, je komplexer sie sind – so schwer eben wie, sie zu sprechen. Eine spezifische Schwierigkeit des Deutschen für Nichtdeutsche sieht er im Glottisschlag, den es in den romanischen Sprachen nicht gibt, so daß italienische Sänger lernen müssen, *die Augen* – zwei Wörter staccato – zu singen statt *die Augen* – legato, ein Wort.⁵⁸

Sind nun also, wie Grandgent postulierte, die lautlichen Eigenschaften besonders des Italienischen und die komplementären lautlichen Eigenschaften besonders des Deutschen Eigenschaften sprachlicher Schönheit bzw. sprachlicher Häßlichkeit überhaupt? Das könnte sich immer noch als eurozentrisches Vorurteil erweisen. Tatsache ist, daß Europäer über nichteuropäische Sprachen selten ein ästhetisches Urteil haben, so selten wie Nichteuropäer über europäische Sprachen. Die Tendenz zur offenen Silbe, die im Japanischen noch stärker ist als im Italienischen (vgl. den Namen des japanischen Schriftstellers Haruki Murakami: Ha-ru-ki Mu-ra-ka-mi), hört ein Europäer nur beim Italienischen. Daß man eine Sprache, um ihren Klang wahrzunehmen, nicht können müsse, ja, nicht können dürfe, meint Yaguello, und in diese Richtung geht ein Experiment, das allerdings nicht das Deutsche betrifft, sondern das Schwedische und das Dänische. Vielen gilt das Schwedische für schön, das Dänische für häßlich. Diese Wahrnehmungen haben chinesische Probanden bestätigt, die keine der beiden Sprachen kannten und unter sonst gleichen Bedingungen eine schwedische Leseprobe schöner fanden als die dänische.⁵⁹

Auch das aber heißt noch nicht, daß Sprecher anderer Sprachen nicht zum gegenteiligen Urteil kommen könnten.

Wortschatz

An Einbildung auf den Wortschatz ihrer Sprache hat es den Deutschen nie gefehlt. Von Schottel steht in Hofmannsthals Anthologie *Wert und Ehre deutscher Sprache* auch dieser Passus:

„Also nun hat die mildreiche allgemeine Mutter / die gütige Natur / auch dieses allein den Teutschen verliehen / daß sie durch behülff der Lippen / Zungen / Zähnen und Kehle unendlich viele einsilbige Wörter können ausreden / darunter auch alle Stammwörter / als eines einzigen dinges einlautende anzeigungen seyn. Der einsilbigen Stammwörter allein hat Simon Stevin [flämischer Gelehrter, 1548-1620] aus dem Teutschen zusammen gelesen bey die 2170. da hergegen deroselben in Lateinischer Sprache etwa 163. und in Griechischer 265. seyn / denn sie gleichfalls Stevin herbey bringet. In Französischer Sprache sind auch viele einlautende Wörter verhanden / aber alles verdrehet und zerzogen / halb geredt / halb verschwiegen / darinn gar nichts befindlich / welches einige Vergleichung der Kunst neben den Teutschen Stammwörteren haben künfte. Ein Teutscher gedencke ein wenig umb sich / Hand / Hauß / Kopf [...]“⁶⁰

Jean Paul, der schon nach Hofmannsthals Anthologie zitiert wurde, gehen die Metaphern nicht aus, um den Wortschatz des Deutschen zu feiern:

„Übrigens wird die deutsche Sprache sogar durch die größte Gastfreiheit gegen Fremdlinge niemals verarmen und einkriechen. Denn stets zeugt sie (wie alle Wörterbücher beweisen) aus ihren immer frischen Stammbäumen hundertmal mehr Kinder und Enkel und Urenkel, als sie fremde Geburten an Kindes Statt annimmt; so daß nach Jahrhunderten die aus unsern forttreibenden Wurzelwörtern aufgegangene Waldung die nur aus Flugsame aufgekeimten Fremdwörter ersticken und verschatten muß, zuletzt als ein wahrer Lianenwald aufgebäumt, dessen Zweige zu Wurzeln niederwachsen, und dessen aufwärts gepflanzte Wurzeln zu Gipfeln ausschlagen. Wie fremddurchwachsen und verwildert wird dagegen nach einigen Jahrhunderten z.B. die englische Sprache dastehen, mit dem vaterländischen aber kraftlosen Stamm voll eingepflichten Wortgebüsches, keines Schaffens nur das Impfens fähig, und aus dem doppelten Amerika mehr neue Wörter als Waren abholend!“

Wenn Ausländer heute nach typisch deutschen Wörtern gefragt werden und es fallen ihnen Wörter und Wendungen ein wie

Achtung!, Alarm!, arbeiten, Auf Wiedersehn, Besserwisser, Bier, Blitz, Bratwurst, Butterbrot, Disziplin, Formular ausfüllen, Führer, Hände hoch!, Halt!, jawohl, ja – nein, kaputt, Kartoffel, Klappe zu!, kolossal, Kraut, Lederhosen, Los!, Nazi, Oktoberfest, Ordnung (muß sein), Panzer, prima, Raus!, Sauerkraut, Scheiße, Schnaps, Schnell!, untersagt, (streng(stens)) verboten, SS, Wurst ...,⁶¹

so bestätigen auch sie die *social connotation hypothesis*: Diese Wörter sagen etwas aus über das Deutschlandbild, das man hat – über den deutschen Wortschatz sagen sie nichts aus; was diese Wörter vereint, kann nicht klanglicher Natur sein, denn klanglich sind sie alle verschieden. Das gilt auch für das seit den 1970er Jahren von der *Gesellschaft für deutsche Sprache* ausgegebene „Wort des Jahres“ und das seit 1991 von den Deutschen selbst gewählte „Unwort des Jahres“ – Wörter und Wendungen, die das öffentliche Leben bestimmt haben. Die ersten Unwörter waren *ausländerfrei*, *ethnische Säuberung*, *Überfremdung*, die letzten *Rückführungspatenschaften*, *Corona-Diktatur*, *Pushback*.⁶² Auch diese Unwörter und -wendungen sind natürlich nicht deshalb gewählt worden, weil sie häßlich klingen, sondern weil sie Häßliches bedeuteten. *Unwort* („non parola“) ist seinerseits eins von 15 Schlüsselwörtern, nach denen die italienischen Journalistinnen Vanna Vannuccini und Francesca Predazzi in

ihrem Buch *Piccolo viaggio nell'anima tedesca* („Kleine Reise in die deutsche Seele“) von 2004⁶³ ihre Erfahrungen unter den Deutschen gesammelt haben; die anderen sind *Weltanschauung* („visione del mondo“), *Nestbesmutzer* („insozzatore del nido“), *Querdenker* („pensatore laterale“), *Schadenfreude* („godere delle disgrazie altrui“), *Zweisamkeit* („solitudine a due“), *Vergangenheitsbewältigung* („confronto con il passato“), *Männerfreundschaft* („amicizia tra uomini“), *Zweckgemeinschaft* („unione per interesse“), *Mitläufer* („camminare quando l'altro cammina“), *Feierabend* („riposo della sera“), *Recht-haber* („chi vuole sempre avere ragione“), *Quotenfrauen* („donne in quota“), *Wanderweg* („sentiero per gite a piedi“) und *Zeitgeist* („lo spirito del tempo“). Die Übersetzungen stammen von den Autorinnen.

Wie wenig Einigkeit darüber besteht, welche Wörter für schön gehalten werden, zeigt ein Vergleich zweier einschlägiger Sammlungen: *Das schönste deutsche Wort*, herausgegeben von Jutta Limbach aus dem Jahr 2006,⁶⁴ und das *Lexikon der schönen Wörter* von Walter Krämer und Roland Kahlbrandt aus dem Jahr 2011.⁶⁵ Gewiß, die beiden Bücher sind verschieden motiviert und konzipiert, aber der Anspruch beider ist, für besonders schön gehaltene Wörter zu sammeln. Die von Limbach herausgegebene Sammlung enthält 151 Wörter, die Sammlung von Krämer und Kahlbrandt 525, aber nur in 10 Wörtern stimmen die beiden Sammlungen überein. Es sind die Wörter *Anmut*, *behutsam*, *Fernweh* (das in der Umfrage, über die Limbach berichtet, gleich dreimal genannt wurde), *Fürsprache*, *Geborgenheit*, *Habseligkeiten*, *Hauch*, *Liebe*, *Luftikus*, *Pampelmuse*. Alle, sieht man vielleicht von *Luftikus* ab, sind semantisch positiv konnotiert.

Erwähnt seien noch zwei Sammlungen für typisch deutsch erachteter Wörter, eine ursprünglich deutsche und eine ursprünglich englische. Für stereotyp gelten der deutschen Sammlung (zuerst 1993) die Wörter *Realpolitik*, *Schadenfreude*, *Weltschmerz*, *Frömmerei*, *kleinkariert*, *Zeitgeist* und *Vergangenheitsbewältigung*,⁶⁶ für unübersetzbar der englischen *Bildungsroman*, *Doppelgänger*, *Drachenfutter*, *Geisterfahrer*, *Gemüt*, *Gestalt*, *Korinthenkacker*, *Nesthocker*, *Politologie*, *Schadenfreude*, *Schnapszahl (sic)*, *Torschlusspanik*, *Weltanschauung*, *Weltschmerz*, *Zeitgeist*. Von diesen 15 Wörtern der englischen Ausgabe (2005) läßt die französische Ausgabe (2006) 12 gelten, nämlich *Doppelgänger*, *Drachenfutter*, *Geisterfahrer*, *Gestalt*, *Gemüt*, *Korinthenkacker*, *Nesthocker*, *Schadenfreude*, *Schnapszahl (sic)*, *Torschlusspanik*, *Weltanschauung*, *Weltschmerz*, die deutsche Ausgabe (2018) sogar nur 6, nämlich *Doppelgänger*, *Drachenfutter*, *Korinthenkacker*, *Schadenfreude*, *Weltschmerz*.⁶⁷ Während man *Bildungsroman*, *Gestalt*, *Gemüt*, *Schadenfreude*, *Weltanschauung*, *Weltschmerz* und *Zeitgeist* vielleicht erwartet und *Doppelgänger*, *Geisterfahrer*, *Korinthenkacker*, *Nesthocker*, *Politologie*, *Schnapszahl* und *Torschlusspanik* immerhin bekannt sind, sucht man *Drachenfutter*, anscheinend einmal in Mode für ein Mitbringsel des spät nach Hause kommenden Mannes zur Besänftigung seiner Frau oder Schwiegermutter, in Standardwörterbüchern vergebens.

Wenn man sich über die Schönheit einzelner Wörter nicht einig ist, dann vielleicht über den Umfang des deutschen Wortschatzes? Liebhaber der deutschen Sprache sind sich sicher, daß das Deutsche einen größeren Wortschatz habe als andere Sprachen. Nach den dicksten Wörterbüchern zu schließen hätte das Französische einen Wortschatz von ca. 100.000, das Englische einen Wortschatz von 620.000

Wörtern, und das Deutsche läge mit 200.000-350.000 dazwischen.⁶⁸ Doch jedes Wörterbuch zählt anders. Wie geht man um mit lexikalischen Einheiten, die mehrere Bedeutungen haben, z.B. *Absatz*, *Schloß*, *Strauß*? Wie mit solchen, die zudem grammatisch verschiedene Eigenschaften haben, z.B. *der Verdienst* und *das Verdienst*? oder *das Wort*, Plural *Wörter* vs. *das Wort*, Pl. *Worte*? Wie mit trennbaren Verben, z.B. *absetzen*, *setzt ab*, *abgesetzt*, ganz zu schweigen von Flexionsformen, insbesondere Ablautformen, z.B. *tragen*, *trägt*, *trug* usw. Für den Germanisten Wolfgang Klein, der diese Beispiele gibt, ist kein Zweifel, daß der deutsche Wortschatz ständig wächst und daß man realistischere Zahlen von der modernen ‚Korpuslinguistik‘ erhält, die zählt, wie viele Wörter oder Wortformen in möglichst repräsentativen, d.h. möglichst großen Sammlungen (‚Korpora‘) möglichst verschiedener Texte vorkommen, und das sind bei einem Textkorpus der deutschen Gegenwartssprache von einer Milliarde Wörtern, ca. 5,3 Millionen verschiedene Wörter und 7,6 Millionen verschiedene Wortformen.

Nun ist allen zitierten Listen gemeinsam, daß sie überwiegend Ableitungen oder ‚Derivationen‘ und vor allem Zusammensetzungen oder ‚Komposita‘ enthalten. Derivation und Komposition sind zweierlei. Derivationen bestehen aus der Verbindung von unselbständigen Wörtern mit selbständigen Wörtern, Komposita aus der Verbindung selbständiger Wörter mit anderen selbständigen Wörtern. Bei der Derivation unterscheidet die linguistische Systematik zwischen ‚Präfixderivation‘ und ‚Suffixderivation‘. Mit Präfixderivation meint man die Bildung mit *Vorsilbe*, die bei Verben dominiert, z.B. *bedienen*, *entkernen*, *erlernen*, *gefrieren*, *mißbilligen*, *verbrauchen*, *zerlegen*, aber auch bei der Ableitung von Substantiven und Adjektiven vorkommt, z.B. *Erzfeind*, *Untat*, *Urahn* bzw. *erzreaktionär*, *unheimlich*, *uralt*; mit Suffixderivation meint man die Bildung mit *Nachsilbe*, die bei Substantiven und Adjektiven dominiert, aber auch bei Verben vorkommt, z.B. *Heizung*, *stürmisch* bzw. *reinigen*. Während es Verkleinerungssuffixe (‚Diminutivsuffixe‘) auch im Deutschen gibt, d.h. *-chen* und *-lein*, gibt es Vergrößerungssuffixe (‚Augmentativsuffixe‘) im Deutschen (anders als z.B. im Italienischen) nicht. Im Deutschen wird auch Vergrößerung durch Präfixation ausgedrückt, z.B. *Abertausende*, *Überangebot*, *Unmenge*, oder durch Komposition mit Substantiven, die Größe bedeuten, z.B. *Bomben*, *Heiden-*, *Mords-*, *Riesenspaß*. Bildungs- und fachsprachliche Prä- und Suffixe aus dem Griechischen und/oder Lateinischen, die im Englischen und den romanischen Sprachen dominieren, kommen im Deutschen zu den germanischen hinzu, z.B. *Antikörper*, *Disharmonie*, *Kopilot* bzw. die von Grimm inkriminierten Bildungen auf *-ieren* wie *generieren*, *halbieren*, *inhaftieren*. ‚Zirkumderivation‘, die Bildung mit Vor- und Nachsilbe, ist vergleichsweise selten, z.B. *Getue*, *vereidigen*. Bei Verben ist von der Präfixderivation die sog. ‚Partikelverbbildung‘ zu unterscheiden, bei der die Partikeln – lokale Präpositionen – trennbar bleiben, z.B. in der Corona-Pandemie aufgekommene Bildungen wie *durchimpfen*, *nachimpfen*, *wegimpfen* (*ich impfe durch, nach, weg*). Genaugenommen um Derivation handelt es sich auch in folgendem Fall: 1933 beklagte der Kölner Romanist Leo Spitzer, einer der ersten von den Nazis entlassenen jüdischen Professoren, in einem Brief an den ebenfalls jüdischen Marburger Philosophen Karl Löwith „eine fundamentale Verständnislosigkeit und Miteinanderlosigkeit zwischen den Gesicherten und Ungesicherten“.⁶⁹ *Verständnis* kann man haben, und wer es nicht hat, ist

verständnislos, aber *miteinander* kann man nicht haben, sondern nur sein, und vielleicht ist es die nach den deutschen Wortbildungsregeln ungrammatische Bildung, was *Miteinanderlosigkeit* so emphatisch macht.

Nicht, daß eine ungrammatische Wortbildung nicht durch den Sprachgebrauch legitimiert werden könnte. So sind Derivationen wie *(un)genießbar* eigentlich nur von transitiven Verben möglich: Man genießt *etwas* oder genießt *es* nicht, und dann ist es *genießbar* bzw. *ungenießbar*. Aber verzichten kann man nur *auf* etwas, trotzdem steht die Derivation *(un)verzichtbar* (die allerdings etymologisch durch *verzeihen* kontaminiert ist) heute in jedem Wörterbuch. Das gilt noch nicht für **unkaputtbar*, das gar nicht von einem Verb, sondern von einem Adjektiv abgeleitet ist. (Das Sternchen steht in der sprachwissenschaftlichen Notation für eine ungrammatische Form und man spricht geradezu von ‚besten‘ Formen.) Ob der Sprachgebrauch auch diese bisher eher wortspielerische Derivation einmal legitimiert, bleibt abzuwarten.

Unkaputtbar kumuliert Prä- und Suffix. Ein deutlicheres Beispiel für die Kumulation von Prä- und Suffixen wäre *Un+ab+häng+ig+keit*, ein anderes *Er+klär+ung*, die rekursiv ihrerseits zusammengesetzt sind in dem Kompositum *Un+ab+häng+ig+keit+s+er+klär+ung*. Wie in diesem Beispiel kann die Zusammensetzung ein sog. Fugenelement erfordern, hier ein *-s-*.

Von den 10 Wörtern, in denen die Sammlungen von Limbach und Krämer/Kaehlbrandt übereinstimmen, war nur eins einsilbig (*Hauch*), und außer *Liebe*, *Luftikus* (einer Kreuzung aus *luftig* und *Pfiffikus*) und *Pampelmuse* (einem Lehnwort aus dem Niederländischen) waren die anderen mehr oder weniger komplexe Derivationen bzw. Komposita, z.T. beides (dazu Näheres w.u.): *be-hut-sam*, *Geborg-en-heit*; nur ‚volksetymologisch‘ auch *Hab-selig-keiten*, dessen Wortgeschichte komplizierter ist und das mit *Seligkeit* nichts zu tun hat, sondern von Habsel abgeleitet ist. „Der weitaus größte Teil des Zuwachses“, schreibt denn auch Klein über den deutschen Wortschatz, „entfällt auf Wortbildungen aus bestehenden Wörtern – also auf Derivationen und Komposita. Beides findet sich auch in anderen Sprachen, aber selten in dem Ausmaß, in dem man es im Deutschen vor allem bei den Komposita beobachten kann.“⁷⁰ Ein Vergleich hat ergeben, daß von 29 universalen Konzepten (Körperteile, Tiere, einfache Gegenstände ...) im Französischen 4, im Englischen 12 und im Deutschen 18 mit Komposita bezeichnet werden.⁷¹ (Mit den Ableitungsmöglichkeiten des Englischen spielt James Joyce in seinem Roman *Ulysses*, wo er Bloom angesichts moderner Reklamen sagen läßt: „Which example did he **ad-**duce to **in**duce Stephen to **deduce** that originality, though **pro**ducing its own reward, does not invariably **con**duce to success?“⁷²)

Das Kompositum *Donaudampfschiffahrtselektrizitätenhauptbetriebswerkbauunterbeamtengesellschaft* hat es mit 79 Buchstaben in das *Guinness-Buch der Rekorde* (Ausgabe 1996) geschafft und ließe sich beliebig verlängern. Mark Twains *Freundschaftsbezeigungenstadterordnetenversammlungenfamilieneigenthümlichkeiten* (*sic*) ist ein spielerisch sinnloses Kompositum sinnvoller Komposita, während seine Beispiele *Generalstaatsverordnetenversammlung*, *Alterthumswissenschaften*, *Kinderbewahrungsanstalten*, *Unabhaengigkeitserklaerungen*, *Wiederherstellungsbestrebungen* und

Waffenstillstandsunterhandlungen so oder ähnlich z.T. bis heute in Gebrauch sind. Über ein modernes, keineswegs spielerisch sinnloses Kompositum der Mecklenburg-Vorpommerschen Verwaltung moierte sich am 3. Juni 2013 die BBC: *Rindfleischetikettierungsüberwachungsaufgabenübertragungsgesetz*.⁷³

Das Diktum, daß Sprachen sich nicht so sehr in dem unterscheiden, was sie sagen *können*, sondern in dem, was sie sagen *müssen*, wurde schon zitiert. Ein anderes sprachwissenschaftliches Diktum (ebenfalls ungeklärter, aber französischsprachiger Herkunft) lautet, daß eine Sprache ein System ist, in dem alles miteinander zusammenhängt („un système où tout se tient“). Dafür ist die deutsche Kompositionsfähigkeit – selbst wieder ein rekursives Kompositum mit Kompositionsfuge – ein Beispiel, wie Harald Weinrich gezeigt hat: eine Art positive Kehrseite des deutschen Konsonantismus. Wo Wörter zusammengesetzt sind, entstehen aus Auslaut des ersten und Anlaut des zweiten Wortes oft Konsonantenverbindungen, die nur so vorkommen und deshalb die Zusammensetzung hörbar machen, zum Beispiel *-lksw-* in *Volkswagen* oder *-tschl-* in *Deutschland* – „[e]ine Schönheit für den Verstand, nicht für das Ohr“, differenzierte Weinrich. „Die deutsche Sprache verfügt mit ihren Kombinationsfreiheiten über Ausdrucksmittel von großer schöpferischer Schönheit, aber sie zahlt dafür einen gewissen Preis. Ein jeder mag nun nach seiner privaten Ästhetik urteilen, ob dieser Preis zu hoch ist oder nicht.“⁷⁴ Zwar ist Komposition eine Fähigkeit nicht nur des Deutschen, aber im Deutschen ist sie besonders produktiv, man denke nur an die Komposita, die in der Corona-Pandemie aufgekommen sind: *Impfbus*, *-muffel*, *-terror* ... bzw. *impfkritisch*, *-müde*, *-(un)willig* ... bzw. *Auffrischungs-*, *Zweit-*, *Booster-Impfung* ... – alles deutsche Wörter, von denen die wenigsten einmal in Wörterbüchern stehen werden.

Derivationen und Komposita (Schottels ‚Verdoppelungen‘) sind Gegenstand zweier schottelscher „Lobreden“ und auch des zweiten Buches der *Ausführliche[n] Arbeit Von der Teutschen HauptSprache*. Dort schreibt Schottel:

„Die Doppelung oder Verdoppelung (Compositio) ist ein rechtes Haupttheil und das allervornemste Kunststück in der Teutschen Sprache / welche vornemlich ihr übertreffliches Vermögen durch die Kraft der Doppelung darzeiget: Es ist aber die Doppelung / und geschiehet also / daß zusammen gesetztet und gleichsam unzerteihlt verbrüderet / und zu andeutung eines gantz neuen Verstandes vereiniget werden [...]“⁷⁵

Und es folgt eine Typologie von zehn Derivationen und Komposita. Große Worte für Zusammensetzungen fand sogar der Franzose Nicolas Beauzée. In seinem Artikel *Langue* im 1765 erschienenen 9. Band der *Encyclopédie* von Diderot und D’Alembert, aus der oben schon Voltaire zitiert wurde, liest man: „Das Zusammenrücken mehrerer Wörter zu einem und der häufige Gebrauch zusammengesetzter Adjektive zeigt in einer Nation mehr Tiefe, eine schärfere Wahrnehmung, Ungeduld und starke Ideen: So sind die Griechen, die Engländer, die Deutschen.“⁷⁶

Schon bei Schottel deutet sich das Bewußtsein dafür an, wie man im Deutschen durch Getrennt- vs. Zusammenschreibung (mündlich durch die Betonung) zwei Bedeutungen unterscheiden kann. Um ein modernes Beispiel zu nehmen, muß jemand, der bei einer augenblicklichen Tätigkeit *schwer behindert* ist, nicht im Sinne des Sozialgesetzbuchs *schwerbehindert* sein. Komposita orthographisch

durch einen Bindestrich zu signalisieren, hält Schottel, wie er in der 6. Lobrede schreibt, für falsch, da sie zu einem neuen Wort geworden seien:

„Endlich ist von Schreibung dieser verdoppelten Wörter etwas erinnern. Man findet unterweilen diese verdoppelte mit einem Mittelstriche zusammen gefüget und also im mitten des Wortes zertheilet / als: Nord-Wind, Ubel-that, Morgen-liecht / Löwen-zwinger / Noht-wehr etc., welches darumb mag geschehen seyn / daß man dadurch abnehme [= erkenne] die verdoppelung: Aber dieses ist gar nicht von noten / und kraft gegebener Lehrsätze / nicht recht. Denn die Wörter / welche durch den Band der verdoppelung verbrüderet / zusammengesetzt und einig seyn / ja dero Deutung nicht anders als durch einen unverrückten und unzerteilten Außspruch [= Aussprache] mag erkant werden / dieselben können gar nicht durch den Mittelstrich getrennet / und also dero-selben Deutungen zerschnitten werden.“⁷⁷

Diesen Mittelstrich haben die Verfasser eines Frankfurter Ausstellungskatalogs in sog. *Leichte[r] Sprache* gemeint einschieben zu müssen, um Komposita transparent zu machen, z.B. *Museums-Zirkel, Kunst-Werke, Ausstellungs-Stücken*.⁷⁸

Was Hofmannsthal von Jacob Grimm, dem Sprachhistoriker, über Derivationen und Komposita (bei ihm Ableitungen und Zusammensetzungen) zitiert, ist differenzierter:

„Man hat im Überschwang den Reichtum und die Überlegenheit unserer Sprache hervorgehoben, wenn von dem mannigfaltigen Ausdruck ihrer Wortableitungen und Zusammensetzungen die Rede ist. Ich vermag lange nicht in dies Lob einzustimmen, sondern muß oft unsere Armut in Ableitungsmitteln, unsern Mißbrauch im Zusammensetzen beklagen.

Eine Menge unserer einfachsten und schönsten Ableitungen ist verloren gegangen, oder sieht sich so eingeschränkt, daß die Analogie ihrer Fortbildung beinahe versiegt. Einige fremde völlig undeutsche Bildungen haben dagegen unmäßig gewuchert, das ist ein deutliches Zeichen für den Abgang eigner, deren Stelle jene vertreten. Ich wüßte kein gelegeneres Beispiel zu wählen als das der zahllosen Verba auf »ieren«, die von den Regierenden oben bis zu den buchstabierenden und liniierenden Schülern hinab wie Schlingkraut den ebenen Boden unserer Rede überziehen.“

Was die Zusammensetzung (Komposition) anbelangt, holt Grimm weit aus:

„Schlechte, ungebärdige Zusammensetzungen leimen ist keine besondere Kunst, in tüchtigen müssen die einzelnen Wörter besser gelötet und aneinander geschweißt sein. Eine echte Zusammensetzung ist erst dann vorhanden, wenn sich zwei Wörter gesellen, die los und ungebunden im Satz nicht nebeneinander stehn würden; wir Deutschen haben aber eine Unzahl sogenannter Composita, die für sich konstruierte Wörter bloß etwas enger aneinander schieben und dadurch nur steifer und unbeholfener machen; die Wörter fangen zuletzt gleichsam selbst an sich für zusammengefügt zu halten und wollen nicht mehr getrennt auftreten. [...]

Die Composition ist alsdann schön und vorteilhaft, wenn zwei verschiedene Begriffe kühn gleichsam in ein Bild gebracht werden, nicht aber, wenn ein völlig gangbarer einfacher Begriff in zwei Wörter verschleppt wird. Unser himmelblau oder engelrein ist allerdings schöner als das französische *bleu comme le ciel* [tatsächlich eher *bleu ciel*], *pur comme un ange*; aber ich stehe ebensowenig an [= zögere ebensowenig], dem lat. *malus*, pomus, dem frz. *pommier* den Vorzug zu geben vor unserem Apfelbaum. Denn mit der belebteren Vorstellung eines Baumes, woran Äpfel hängen, ist uns in den meisten Fällen gar nicht gedient, und jedermann wird es passender finden, daß wir Eiche sagen und nicht auch etwa Eichelbaum.“

Die Liste der Prä- und Suffixe ist endlich, und eher als die Wortbildung durch Derivation ist die Wortbildung durch Komposition gemeint, wenn man von Unerschöpflichkeit des deutschen Wortschatzes spricht, die kein Wörterbuch abbilden könne, wenn man denn überhaupt zwischen realisierten und potentiellen Komposita unterscheiden kann.⁷⁹ Nicht in Wörterbüchern zu stehen gilt zumal für poetische Wortschöpfungen wie diejenigen Paul Celans (siehe schon oben), dessen bekannteste Gedichtbände *Sprachgitter, Die Niemandrose, Atemwende* und *Fadensonnen* überschrieben sind. Das Kompositum (*Die*) *Niemandrose* wirkt seinerseits um so auffälliger, als es – (Artikel+) unbestimmtes Pronomen+Substantiv – wiederum im Sinne der deutschen Wortbildungsregeln – ungrammatisch ist. Daß

auch sie bei aller sprachschöpferischen Phantasie ihres Dichters nicht unübersetzbar sind, zeigen die veröffentlichten Übersetzungen ins Englische und Französische:

<i>Sprachgitter</i>	<i>Speech Grille</i>	<i>Grille de parole</i>
<i>Die Niemandrose</i>	<i>The Non-One's-Rose</i>	<i>La rose de personne</i>
<i>Atemwende</i>	<i>Breathturn</i>	<i>Renverse de souffle</i>
<i>Fadensonnen</i>	<i>Threadsuns</i>	<i>Soleils de fil</i>
	<i>Twinesuns</i>	
	<i>Fathomsuns</i>	

Ob die zitierten Übersetzungen, besonders die analytischen Übersetzungen des Französischen, den semantischen Mehrwert der deutschen Komposita wiedergeben, wird sich nicht leicht objektivieren lassen. Wer meint, das französische *de* habe dieselbe Funktion, die im Deutschen Fugenelemente haben, macht es sich insofern zu einfach, als die meisten deutschen Komposita ohne Fugenelement gebildet werden.

Zu Derivation und Komposition kommt noch die ‚Konversion‘: die Umwandlung in eine andere Wortart ohne Zuhilfenahme von Prä- oder Suffixen, z.B. *fremd* → *ein Fremder / der Fremde*, *rauchen* → *das Rauchen*, *hin und her* → *das Hin und Her*, auch *Klasse* → *klasse* u.a.m. Konversion ist im Deutschen nicht so produktiv wie im Englischen.

„Alles außer Hochdeutsch“

Mit dem Slogan „Wir können alles außer Hochdeutsch“ werben gleich drei Bundesländer – Schwaben, Sachsen und Bayern – für sich.⁸⁰ Daß Deutschland auch sprachlich eine verspätete Nation⁸¹ sei, ist verschiedentlich gesagt worden. Das Französische war schon seit 1539 Amtssprache, als König Franz I. die *Ordonnance Villers-Côtterets* erließ, und die Unterdrückung der Dialekte gehörte zu den Projekten der Französischen Revolution. Gesprochen werden sie bis heute – wie die deutschen Dialekte in Deutschland. Nach der Wahl des Pfälzers Helmut Kohl zum Bundeskanzler sagten die Franzosen, jemand mit einem so starken Akzent könne in Frankreich nie Präsident werden. Genausowenig konnten sich die Amerikaner vorstellen, daß jemand mit Südstaaten-Akzent wie Jimmy Carter Präsident werden könne. Der Einstellung zu Dialekten widmet sich die ‚Wahrnehmungsdialektologie‘, deutsch für *Perceptual Dialectology*.⁸² Auch die Wahrnehmung von Dialekten hängt von vielen Umständen ab und kann sich mit diesen Umständen ändern.

Für Leibniz, aus dessen *Unvorgreiffliche[n] Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache* (1697) Hofmannsthal (s.o.) zitiert, gehörten zum deutschen Wortschatz nicht nur die Wörter, „so man Hochdeutsch nennet, und die im Schreiben anietzo allein herrschen, sondern auch [...] Plat-Teutsch, Märckisch, Ober-Sächsisch, Fränckisch, Bährisch, Oesterreichisch, Schwäbisch, oder was sonst hin und wieder bey dem Landtmann mehr als in den Städten bräuchlich.“ Dabei ist Leibniz weit entfernt von der romantischen Mystifizierung der Dialekte, wie Hofmannsthal

sie z.B. von Ernst Moritz Arndt zitiert: „Welch einen Reichtum“, schrieb dieser, „den anmutigsten und vielgestaltigsten, haben wir an Mundarten, mehr als irgend ein anderes bekanntes Volk! Besonders möchte es leicht zu beweisen sein, daß die sassische [= nieder- oder plattdeutsche] Mundart, die bis in den höchsten Norden hinausläuft, unerschöpfliche Minen hat, die künftiger Bearbeitung warten.“ Ähnlich klang es bei dem deutsch-österreichischen, den Romantikern nahestehenden Diplomaten Adam Müller (1779-1829), von dem Hofmannsthal folgende Passus zitiert:

„Die Dialekte unsrer Sprache sind, zumal was Betonung und Akzent angeht, schöne Denkmale vaterländischer Treue, festen Beharrens an dem Boden, der uns erzeugt, und an die Weise, wie seine Berge und Wälder, und die Herzen, die er trägt, den Ton der Herzlichkeit zurückgaben; aber wie schroff stehn sie zueinander, wie sperren und spannen sie die einzelnen Gebiete von Deutschland gegeneinander.

Ich habe mich seit vielen Jahren um die deutsche Aussprache bekümmert, aber noch heut weiß ich keinen Ort in Deutschland anzugeben, wo die Sprache gut gesprochen würde oder nur besser als anderswo. Ich habe wohl Personen angetroffen, von denen in Schwaben, in Franken, in Sachsen, an der Mündung der Elbe wie in Österreich gesagt werden würde: sie sprechen gut. Aber kein Ort hat dies Privilegium für sich.

[...]

Das Leben und die Schönheit der Sprache liegt in der unaufhörlichen liebevollen Wechselwirkung zwischen geselliger und individueller Sprachschönheit, zwischen dem Hochdeutschen und den Dialekten, zwischen den adlichen und bürgerlichen Wörtern und Sprachwendungen, zwischen dem Sprachcourant und der Sprachschmünze.“

„Jede Provinz“, so Goethe in *Dichtung und Wahrheit*, „liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.“⁸³

Der Unterschied zwischen Selbsteinschätzung und Fremdeinschätzung hat sich bei Erhebungen immer wieder gezeigt, zuletzt 2017.⁸⁴ Dazu kommt, daß ein Dialekt, der einer Mehrheit gefällt, einer Minderheit mißfallen kann. Am positivsten werden die süddeutschen Dialekte bewertet, unter diesen das Bayrische positiver als das Schwäbische, aber nicht so positiv wie das (mit dem Bayrischen enger verwandte) Österreichische, und von Süddeutschen die norddeutschen Dialekte wegen ihrer Nähe zum Standard, wenn sie nicht kurzerhand mit dem Standard gleichgesetzt werden.⁸⁵ Das kommt nicht für das Nieder- oder Plattdeutsche in Frage, das die Zweite oder Hochdeutsche Lautverschiebung nicht mitgemacht hat und deshalb im Stammbaum der germanischen Sprachen kein Dialekt des Hochdeutschen ist, sondern mit dem Hochdeutschen zusammen das Deutsche bildet. Statt der Regeln dieser ausgebliebenen Lautverschiebung sei exemplarisch die erste Strophe des sprachpatriotischen Gedichts *Min Modersprak* von Klaus Groth aus dem Jahr 1849 zitiert (*vertrut* = ‚vertraut‘, *Weer* = ‚Wäre‘, *Hart* = ‚Herz‘, *Steen* = ‚Stein‘, *drevst* = ‚triebst‘, *herut* = ‚heraus‘):

*Min Modersprak, wa klingst du schön!
Wa büst du mi vertrut
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
Du drevst den Stolt herut.*⁸⁶

Was die deutschen Dialekte anbelangt, berichtet Hundt von Beobachtungen, wonach „[d]ie Laienvorstellungen vom Bayrischen [...] eher »rund, gemütlich« [waren], während die vom Hochdeutschen, aber auch vom Niederdeutschen (fehlende zweite Lautverschiebung und damit explosivreicheres Lautinventar [= mehr Verschußlaute]) eher mit den Assoziationen »spitz, eckig, kalt« einhergingen“.⁸⁷ Daß das Schweizerdeutsche keinen guten Ruf hat, wurde schon gesagt, Gründe, die dafür angeführt

werden, wurden genannt. Das (Ober)Sächsisch (meistens kurz: Sächsisch) wird heute sogar von vielen Sachsen negativ bewertet, vielleicht, weil sie die außersächsische Wahrnehmung des Sächsischen verinnerlicht haben; um die Chancen sächsischer Bewerber auf dem westdeutschen Arbeitsmarkt zu verbessern, wurden nach der Wende Sprachkurse „Hochdeutsch für Sachsen“ angeboten. Die Wahrnehmung des Sächsischen ist wieder ein starkes Beispiel für die *social connotation hypothesis*. Denn das Sächsisch von Meißen, das Meißnische (vermutlich das Etymon von hamburgisch ‚Missingsch‘: meißnisches Hochdeutsch in niederdeutscher Aneignung) galt von der Reformation bis ins 18. Jahrhundert als „bestes“ Deutsch. Hofmannsthal zitiert in seiner Anthologie nicht die 10. Lobrede Schottels, den „unmaasgeblichen Bericht von den Mundarten oder Dialectis“, in dem Schottel die Prominenz des Meißnischen thematisiert:

„Es ist sonst fast lächerlich / daß ein und ander / sonderlich aus Meissen / jhnen einbilden dürfen / der Hochteutschen Sprache / jhrer Mundart halber / Richter und Schlichter zu seyn / ja so gar sich erkünnen / nach jhrem Hörinstrument, und wie sie nach beliebter Einbildung jhre Ausrede [= Aussprache] dehnen / schlenken / schöbelen und kneiffen / die Hochteutsche Sprache / auch in jhrer natürlichen unstreitigen Grundrichtigkeit zuenderen / und solches als grosse Meisterstücke öffentlich als was köstliches und nötiges hervorzugeben / wodurch das rechte höchstlöbliche Sprachwesen (so viel die Ausrede / Bildung und Rechtschreibung der Wörter betrifft) auf ein lauter ungewisses und Trieb sand wolte gesetztet werden. [...] Die rechte Meißnische Ausrede / wie sie zu Leipzig / Merseburg / Wittenberg / Dresden üblich / ist lieblich und wollautend (und hat in vielen Wörtern das Hochteutsche sich wohl darauf gezogen / wie breit und verzogen aber der Meisnische *Dialectus* auf dem Lande und unter den Bauren sey / ist nicht unbewust [= ist bekannt]).“⁸⁸

Aber mit Ausgang des Siebenjährigen Kriegs verschoben sich die politischen und kulturellen Gewichte vom sächsischen Dresden zum preußischen Berlin, und ohne daß sich die sprachlichen Merkmale des Sächsischen grundsätzlich verändert hätten, geriet es in Verruf. Die Teilung Deutschlands tat ein Übriges. „Nach 1945“, schreibt Hundt, „wurde in Westdeutschland mit dem Obersächsischen die politisch repressive und wirtschaftlich als rückständig empfundene DDR verbunden, und auch in der DDR selbst erfuhr es keine durchweg positive Bewertung, wurde mit ihm doch häufig die Sprache der SED-Politbürokraten assoziiert“, ⁸⁹ namentlich, kann man präzisieren, die Sprache des Leipzigers Walter Ulbricht. Als weiteres Beispiel für die Geltung der *social connotation hypothesis* gibt Hundt noch die Bewertung des Berlinerischen vor der Wende, das im Westteil als Sprache des Kiez und des Arbeitermilieus stigmatisiert war, im Ostteil aber als „nichtstaatstragende Varietät im Unterschied zum Obersächsischen“ empfunden wurde.⁹⁰ Sowohl die Bedeutung Luthers für die vorübergehende Prominenz des Mitteldeutschen als auch die Annahme, in Hannover werde das beste, d.h. standardnächste Deutsch gesprochen, werden heute wissenschaftlich relativiert.⁹¹

Nach der Verständlichkeits- und der Vertrautheitshypothese macht Unverständlichkeit und Fremdheit einen Dialekt unbeliebt – zwingend ist es nicht, wie die Beliebtheit des für Nichtbayern schwer verständlichen Bayrischen zeigt. Der Abstand zum Standard läßt sich messen, indem man die lautlichen, grammatischen oder lexikalischen Merkmale, die von ihm abweichen, zählt. Aber es scheint, daß es weniger auf die Zahl solcher Abweichungen ankommt, als auf die Auffälligkeit („Salienz“) einzelner abweichender Merkmale. Es kann sogar sein, daß ein Dialekt als häßlich wahrgenommen wird: nicht weil er so *viele* Abweichungen vom Standard aufweist, sondern so *wenige*, daß er als

Entstellung des Standards wahrgenommen wird. Das Merkmal, das man spontan mit Norddeutsch assoziiert, ist die Aussprache von *s* vor Konsonant, auch nachdem die letzten prominenten Sprecher, die sich noch am *s*-pitzen *S*-tein *s*-tießen, der Journalist Günter Gaus († 2004) und der Bundeskanzler Helmut Schmidt († 2015) waren. Mit einem anderen Merkmal kalauern die Norddeutschen selbst, wenn sie nach einem Satz ohne *t* fragen und hören wollen: *Lich ' un ' Luf' gib ' Saf' un ' Kraf'*. Dialekt wird im Alltag nur noch gesprochen, nicht mehr geschrieben, aber Dialektalität ist nicht mit Mündlichkeit zu verwechseln. Die Schnellsprechform *ham* für *haben* kommt in allen Dialekten vor, aber *Dascha* [Das ist ja] *gediegen!* sagt nur ein Norddeutscher, der sich über etwas wundert, *Mia san mia* nur ein selbstbewußter Bayer, und mit dem Befehl *Gänn' Se vleisch* [in schriftlicher Verballhornung: *Gänsefleisch*] *ma 'n Gofferraum uffmachn* sollen sächsische DDR-Grenzer Westdeutsche begrüßt haben.

„Dialekte“, lautet Hundts Fazit, „sind nicht per se ‚hässlich‘ oder ‚schön‘. Sie werden dies durch die Zuschreibungen, die in aller Regel nichts mit den Dialekten selbst zu tun haben, sondern historische, wirtschaftliche, kulturelle, politische, aber in jedem Fall außersprachliche Gründe haben“⁹² – eben die *social connotation hypothesis*. Insofern ginge es Dialekten nicht anders als Sprachen.

Deutsche Sprache schöne Sprache?

Man muß nicht Kants *Kritik der Urteilskraft* bemühen, um zu dem Schluß zu kommen, daß die Antwort auf diese Frage Privatsache ist; die Meinung, daß die Schönheit im Ohr des Hörers liege, ist jedem unbenommen – angefangen damit, daß die Muttersprache oder der eigene Dialekt meistens (aber nicht immer) für schöner gehalten wird als Fremdsprachen oder als andere Dialekte. *Social connotation hypothesis* und *inherent value hypothesis* schließen einander nicht aus, aber während die Bestätigung der *social connotation hypothesis* vergleichsweise trivial ist, setzt die Prüfung der *inherent value hypothesis* Versuchsanordnungen voraus, die noch kaum getroffen worden sind.

In laienlinguistischen Wahrnehmungen der deutschen Sprache wird ihr Klang öfter bemängelt als bewundert und ihr Wortschatz öfter bewundert als bemängelt. Klanglich wird das Deutsche besonders an den großen romanischen Sprachen gemessen, die vokalischer klingen, was nicht an reicheren Vokalsystemen liegt, sondern im Gegenteil daran, daß diese Sprachen weniger Vokale unterscheiden, die dafür um so öfter vorkommen und um so schärfer miteinander kontrastieren. Diese Wahrnehmung wird noch durch die Neigung zum offenen Auslaut, gesteigert, die in den romanischen Sprachen – und hier besonders im Italienischen, wo auch der absolute Auslaut offen ist – größer ist als im Deutschen. Schließlich erscheint es plausibel, daß auch Diphthonge als Mehrwert an Sonorität wahrgenommen werden, und davon gibt es im Deutschen, je nach Zählung, nur halb so viele wie im Italienischen.

Für den größten ästhetischen Malus des Deutschen gelten denn auch „die vielen Konsonanten“, im Vergleich zu anderen Sprachen, namentlich wieder den romanischen. Als besonders häßlich werden die Kehl(kopf)- und Rachenlaute wahrgenommen: der *Ach*-Laut mehr als der *Ich*-Laut und das sog.

Zäpfchen-*r* (im Gegensatz zum sog. Zungenspitzen-*r* etwa des Standarditalienischen und deutscher Dialekte). Das Schweizerdeutsche kennt sogar nur den *Ach-Laut*, auch vor *e* und *i* – den Laut, für den die Niederländer sich selbst zu schämen scheinen. Mit dem schnarrenden Zungenspitzen-*r* wird gerne begründet, daß das Deutsche militärisch klinge, obwohl diese Assoziation wohl nur noch durch Filme perpetuiert wird, ganz abgesehen davon, daß es ein ähnliches *r* auch in den südromanischen Sprachen gibt.

Im Sinne der Verständlichkeitshypothese mag dem Deutschen, jedenfalls dem Standarddeutschen, hingegen zugute kommen, daß sein Sprechtempo vergleichsweise langsam ist, langsamer als das italienische etwa, viel langsamer als das spanische – Kehrseite der silbischen Komplexität, die im Spanischen vergleichsweise gering, im Deutschen vergleichsweise groß ist.

Der Wortschatz einer Sprache läßt sich nicht zählen, quantitativ jedenfalls nicht mit anderen Sprachen vergleichen, weil Wörterbücher, auch solche ein und derselben Sprache, verschieden zählen. Der Wortschatz bildet eine offene Liste im Unterschied zur Grammatik, einem geschlossenen System. So erklärt sich auch, daß Sammlungen der „schönsten Wörter“ einer Sprache nie übereinstimmen. Über die Derivations- und Kompositionsfähigkeit des Deutschen hat man sich gelegentlich mokiert, öfter aber wird sie als unerschöpfliche lexikalische Ressource wahrgenommen. Das heißt nicht, daß andere Sprachen nicht andere Mittel und Wege haben könnten, dieselben semantischen Ausdrucksbedürfnisse zu befriedigen.

Wie außersprachliche Assoziationen die Wahrnehmung nicht nur von Sprachen, sondern auch von Dialekten beeinflussen können, zeigt sich im deutschen Sprachraum deutlich im Fall des Sächsischen. Einst Leitvarietät, gilt es heute auch vielen Sachsen für „häßlich“; für „schön“ gelten Norddeutschen süddeutsche Dialekte, besonders das Bayrische, und Süddeutschen das Norddeutsche, das dem Standard näher kommt, aber zu Unrecht oft mit ihm gleichgesetzt wird.

Deutsche Sprache schöne Sprache? Von dem seinerzeit hochberühmten Dichter und Orientalisten und Kenner vieler Sprachen Friedrich Rückert stammt das folgende Gedicht (aus *Die Weisheit des Brahmanen* von 1838):

*Welch eine Sprach' ist schön, welch eine Sprach' ist reich
Verschieden an Getön, im Sinn sind alle gleich.
Nicht dies' und jene Sprach' entzückt, erfreut mich;
Was mich erfreut, entzückt, das ist die Sprach' an sich:
Daß eine Sprach' es gibt, die, was du fühlst und denkest,
Dir deutlich macht, je mehr du dich in sie versenkest;
Daß eine Sprach' es gibt, kraft deren du verkündest
Der Welt geheimen Sinn, so weit du sie ergründest:
Drum ist die schönste Sprach' und beste, die du nennst,
Die Muttersprache, weil du sie am besten kennst.*

Mit dem Schmelz des 19. Jahrhunderts drücken diese Verse aus, womit sowohl die Schwärmer für die deutsche Sprache als auch die linguistischen Kritiker solcher Schwärmerei sollten leben können.

¹ Diesen Text zu veröffentlichen habe ich (H.S.), Romanist, die Ermutigung des Germanisten Gerhard Stickel gebraucht. Linguisten mögen mir nachsehen, daß ich mich um eine möglichst voraussetzungslose Diktion bemüht habe. Bernd Schwibs danke ich für die Erstellung des PDF, Heike Renner-Westermann für die Aufnahme und Veröffentlichung auf dem Publikations-Server der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

² „Der Blick vom Tellerrand – das Deutsche in britischen Aug.“ In: Stickel (Hg.): *Deutsch von außen*, Berlin usw.: de Gruyter 2003, S. 130-141, bes. S. 136. Englische Zitate lasse ich im allgemeinen unübersetzt. Unübersetzbar kühn ist der Vergleich, der dem belgischen Philosophen Henri Van Lier eingefallen ist: „La structure de certaines phrases allemandes fait [...] penser à la tectonique des plaques terrestres, où des éléments se jouxtant de façon tantôt dérivante tantôt frontale provoquent des soulèvements et des effondrements terribles“ („L’allemant et la forge“, *Le français dans le monde* 226 (1989), S. 45-49, bes. S. 47).

³ Michael Cysouw, „Quantitative explorations of the worldwide distribution of rare characteristics, or: the exceptionality of Northwest-European languages“. In: Horst J. Simon/Heike Wiese (ed.), *Expecting the Unexpected: Exceptions in Grammar*, Berlin/New York: De Gruyter Mouton 2011, 411-441 (einschließlich einer Replik von Östen Dahl). Vgl. auch die Darstellung bei Gaston Dorren (2021): *Die größten Sprachen der Welt und was sie so besonders macht*. Aus dem Englischen von Juliane Cromme, München: Beck, darin: „Deutsch. Ein Außenseiter mitten in Europa“, S. 177-188.

⁴ 1891 auf deutsch: *Schreckliche deutsche Sprache*. Online leicht zugänglich.

⁵ Tobias Smollett, *Travels Through France and Italy (1766)*, Westminster: Archibald Constable/New York: Scribner’s 1900, vol. XI, S. 299.

⁶ Stefan Zeidenitz/Ben Barkow, *So sind sie, die Deutschen*, Bielefeld: Reise Know-How Verlag Peter Rump 2018, S. 5. Das Büchlein erschien zuerst 1993 auf englisch, aber die Autoren sind muttersprachlich Deutsche.

⁷ W.H., *Mitteilungen an Max über den Stand der Dinge und anderes. Mit einem Glossarium und 6 Tuschzeichnungen des Autors*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2016¹⁰ (1986), S. 7.

⁸ Csaba Földes, „Deutsch als leichte und sympathische Sprache?“ In: Stickel (Hg.), *Deutsch von außen ...*, S. 74-98, bes. S. 81.

⁹ *Teutsche Sprachkunst*, Braunschweig: Gedruckt bei Balthasar Grubern 1641. Erstes Buch. Die *Teutsche Sprachkunst* ist aufgegangen in: *Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache* 1663, Neudruck hg. von Wolfgang Hecht, Tübingen: Niemeyer 1967, I. Teil. Dort stehen die 10 Lobreden auf S. 1-170. – Urteile über die deutsche Sprache und deutsche Dialekte gibt es seit dem 9. Jahrhundert, vgl. Karlheinz Jakob, „Swäben ir wörter spaltent«. Ein Überblick über die Dialektbewertungen in der deutschen Sprachgeschichte“. In: Ada Christina Anders/Markus Hundt/Alexander Lasch (Hg.), *Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie*, Berlin/New York: de Gruyter 2010, S. 51-66. Nachdrücklich hingewiesen sei auf: Erich Straßner, *Deutsche Sprachkultur. Von der Barbarensprache zur Weltsprache*, Tübingen: Niemeyer 1995.

¹⁰ Aus der Widmung an Herzog August von Braunschweig. Bei Schottel, den Hofmannsthal besonders ungenau zitiert, erschien es geboten, den Originalwortlaut wiederherzustellen. Sonst alle Zitate in der Orthographie Hofmannsthals und ohne Seitenangabe nach dessen *Wert und Ehre deutscher Sprache in Zeugnissen*, Frankfurt am Main: Fischer Bücherei 1957, wo die zitierten Passagen leicht aufzufinden sind.

¹¹ *Teutsche Sprachkunst*, S. 5f.

¹² S. 85.

¹³ *Goethes Werke*. Hamburger Ausgabe, Bd. XII, 1953/56/58, S. 337.

¹⁴ Robert Musil, *Tagebücher*. Hg. von Adolf Frisé, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1976, S. 207.

¹⁵ Göttingen: Wallstein 2009.

¹⁶ „Zur Person: Hannah Arendt im Gespräch“, YouTube.

¹⁷ Stickel (Hg.): *Deutsch von außen ...* (s.o. Note 2).

¹⁸ „Il y a des langues en Europe dans lesquelles rien n’est si rare qu’un discours élégant. Des terminaisons rudes, des consonnes fréquentes, des verbes auxiliaires nécessairement redoublés dans une même phrase, offensent l’oreille, même des naturels du pays.“

¹⁹ Zitate von Rivarol und Mme de Staël nach: Martine Dalmas, „Französische Sichtweisen und folgenschwere Konsequenzen“. In: Stickel (Hg.), *Deutsch von außen ...*, S. 113-129. Dort auch die Originalwortlaute.

²⁰ „Die ‚clarté‘ der französischen Sprache und die Klarheit der Franzosen“, *Zeitschrift für romanische Philologie* 77 (1961), S. 528-544.

²¹ Nach Meisenburg, <<https://www.home.uni-osnabrueck.de/tmeisenb/schoenesprachen.pdf>. Frage>, S. 11.

²² Nach Arno Borst, *Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker*, Stuttgart: Hiersemann 1959, Bd. II, Teil 2, S. 712.

²³ Csaba Földes, „Deutsch als leichte und sympathische Sprache?“ In: Stickel (Hg.), *Deutsch von außen ...*, S. 78.

²⁴ Abgebildet in: Harro Stammerjohann, *La lingua degli angeli. Italianismo, italianismi e giudizi sulla lingua italiana*, Firenze: Accademia della Crusca 2013, S. 177.

²⁵ Stickel, „Zur deutschen Sprache; die Innensicht der Außensicht“. In: ders. (Hg.), *Deutsch von außen ...*, S. 1-14, bes. S. 11.

²⁶ *The infinite gift: how children learn and unlearn the languages of the world*, New York: Scribner 2006, S. 61.

²⁷ In ihrer Osnabrücker Antrittsvorlesung von 2001 zum Thema „Sind nicht alle Sprachen schön?“ Vgl. <<https://www.home.uni-osnabrueck.de/tmeisenb/schoenesprachen.pdf>. Frage>, S. 12. Mit Quellenangaben der hier folgenden Zitate.

²⁸ Harald Weinrich, „Die deutsche Sprache im Licht der strukturalen Sprachwissenschaft“, *Deutschunterricht für Ausländer* 14 (1964), S. 99-111, bes. S. 107.

²⁹ Charles H. Grandgent, „The language beautiful“. In: *Getting a Laugh and Other Essays*, Cambridge: Harvard University Press 1924, S. 127-156, bes. S. 154. Ich greife zurück auf den „Exkurs: Die Sprache der Engel“ in meinem Buch *Das Italienische am Italienischen. Die italienische Sprache in Vergleichen*, Tübingen: Stauffenburg, 2. Auflage 2020, S. 57-70.

³⁰ Otto Jespersen, *Language. Its Nature, Development and Origin*, London: George Allen & Unwin 1947, S. 31 (1922).

³¹ Nach André Martinet, „Peut-on dire d’une langue qu’elle est belle?“. In: ders., *Le français sans fard*, Paris: PUF 1969, S. 46-51, bes. S. 46 (zuerst: *Revue d’esthétique*, nouvelle série, 3-4, 1965, S. 227-239; weiterer Nachdruck Heft 33, 1998, S. 11-19).

³² S. 48f.

³³ In: Laurie Bauer/Peter Trudgill (ed.), *Language Myths*, London u.a.: Penguin 1998, S. 85-93.

³⁴ Martinet, „Peut-on dire ...“, S. 50.

³⁵ Renée van Bezooijen, „Aesthetic Evaluation of Dutch. Comparisons across Dialects, Accents, and Languages“. In: *Handbook of Perceptual Dialectology*. Vol. 2. Ed. by Daniel Long/Dennis R. Preston, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins 2002, S. 13-31.

- ³⁶ Markus Hundt, „Schöner Dialekt, hässlicher Dialekt – Theorien und Methoden der Einstellungsforschung im Bereich der Wahrnehmungsdialektologie“. In: M. Elementaler/U. Hoinkes (Hg.), *Gute Sprache, schlechte Sprache. Sprachnormen und regionale Vielfalt im Wandel*, Frankfurt am Main usw.: Lang 2011, S. 77-104, bes. S. 95.
- ³⁷ Berlin/Boston: De Gruyter 2021, S. 28.
- ³⁸ Weise, *Charakteristik der lateinischen Sprache*, Leipzig: Teubner, 2. Auflage 1899, S. 43f. (¹1891).
- ³⁹ Paris: Seuil 1988, darin das Kapitel „Les belles étrangères“.
- ⁴⁰ „Phonetik und Phonologie des Italienischen“. In: A. Lobin/E.-T. Meineke (Hg.), *Handbuch Italienisch*, Berlin: Erich Schmidt 2021, Art. 13, S. 97-103, bes. S. 98.
- ⁴¹ Im Interesse der Allgemeinverständlichkeit notiere ich Phone, Phoneme und Grapheme einheitlich durch Kursivierung.
- ⁴² Hier nach Stammerjohann, *Das Italienische am Italienischen ...*, S. 31.
- ⁴³ Gyula Décsy, *Die linguistische Struktur Europas. Vergangenheit / Gegenwart / Zukunft*, Wiesbaden: Harrassowitz 1973, S. 201.
- ⁴⁴ Elmar Ternes, „Phonetische Eigenschaften der Sprachen Europas“. In: Bart Hollebrandse et al. (ed.), *Crosslinguistic Views on Tense, Aspect and Modality*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins 2005, S. 577-595, bes. S. 577, Fn. 1.
- ⁴⁵ Frédéric II de Prusse, *De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger*, prefazione e commenti di P. Azipurna, Paris: Gallimard 1994, S. 47.
- ⁴⁶ Wolfgang Pöckl et al., *Einführung in die romanische Sprachwissenschaft*, 5., aktualisierte Auflage, Berlin/Boston: Mouton de Gruyter 2013, S. 11. Noch drastischer drückt sich Gaston Dorren aus, der in seinem Buch *Lingo. A language spotters' guide to Europe*, London: Profile Books 2014, das Kapitel über das Spanische (S. 130-133) mit „The Iberian machine gun“ überschrieben hat.
- ⁴⁷ François Pellegrino et al., „A cross-language perspective on speech information rate“, *Language* 87 (2011), S. 539-558, bes. S. 544. 2012 erschien die Dissertation von Christian Gebhard, *Sprechtempo im Sprachvergleich: Eine Untersuchung phonologischer und kultureller Aspekte anhand von Nachrichtensendungen*, Berlin: Humboldt-Universität. Online.
- ⁴⁸ Grandgent, „The language beautiful“, S. 141.
- ⁴⁹ Alle Zitate von van Heuven nach persönlicher Mitteilung vom 18. Februar 2013.
- ⁵⁰ Nach Meisenburg, <<https://www.home.uni-osnabrueck.de/tmeisenb/schoenesprachen.pdf>. Frage>, S. 10.
- ⁵¹ Persönliche Mitteilungen vom 26. Januar und 13. März 2022.
- ⁵² *Ansichten eines Clowns*, dtv ¹³1972, S. 66.
- ⁵³ Hugo Kubarth, *Spanische Phonetik und Phonologie. Segmente – Silben – Satzmelodien*, Frankfurt am Main usw.: Lang 2009, S. 72. Siehe auch Nathalie Vallée/Solange Rossato/Isabelle Rousset, „Favoured syllabic patterns in the world's languages and sensorimotor constraints“. In: François Pellegrino et al. (ed.), *Approaches to Phonological Complexity*, Berlin/New York: Mouton de Gruyter 2009, S. 111-139, und weitere Beiträge zu dem Band.
- ⁵⁴ Harald Weinrich, „Die deutsche Sprache ...“, S. 101.
- ⁵⁵ Stephan Schmid, *Fonetica e fonologia dell'italiano*, Torino: Paravia 1999, S. 103 und 159.
- ⁵⁶ Grandgent, „The language beautiful“, S. 130.
- ⁵⁷ Persönliche Mitteilung. Vgl. Harro Stammerjohann, „Die Singbarkeit der Sprachen“. In: Anja Overbeck/Matthias Heinz (Hg.), *Sprache(n) und Musik*. Akten der gleichnamigen Sektion auf dem XXXI. Romanistentag (Bonn, 27.09.-01.10.2009), München: Lincom Europa, S. 23-37.)
- ⁵⁸ Persönliche Mitteilung 28. Februar 2022. Wegen ihres methodischen Aufwands vielversprechende Untersuchungen, welche Rolle die *social connotation hypothesis* und die *inherent value hypothesis* (s.o.) bei der Wahrnehmung einer Sprache als schön oder häßlich und insbesondere als musikalisch oder unmusikalisch spielen, bleiben letzten Endes unerschlüssig (vgl. S.M. Reiterer et al., „Foreign language learning motivation: phonetic chill or latin lover effect? Does sound structure or social stereotyping drive FLL?“ *Psychological Learning Motivation* 72 (2020), S. 165-205, doi: 10.1016/bs.plm.2020.02.003. Vita .V. Kogan/Susanne M. Reiterer *Frontiers in Human Neuroscience* 15 (2021), S. 1-21, doi: 10.3389/fnhum.2021.578594). Anna Winkler/Vita V. Kogan/Susanne Maria Reiterer, „Phonaesthetics and personality – Why we do not only prefer Romance languages“, *Frontiers in Language Sciences*, doi: 10.3389).
- ⁵⁹ Hanna H. Hilton/Charlotte Gooskens/Anja Schüppert/Chaoju Tang, „Is Swedish more beautiful than Danish? Matched guise investigations with unknown languages“, *Nordic Journal of Linguistics* 2021 (online), S. 1-19, <doi:10.1017/S0332586521000068>.
- ⁶⁰ *Teutsche Sprachkunst*, S. 88f.
- ⁶¹ Nach Stieckel (Hg.), *Deutsch von außen ...*, S. 8f. Hier alphabetisch geordnet.
- ⁶² <[https://de.wikipedia.org/wiki/Unwort_des_Jahres_\(Deutschland\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Unwort_des_Jahres_(Deutschland))>.
- ⁶³ Milano: Feltrinelli.
- ⁶⁴ *Das schönste deutsche Wort. Liebeserklärungen an die deutsche Sprache*, Freiburg i.B. usw.: Herder 2006.
- ⁶⁵ *Lexikon der schönen Wörter: von anschniemig bis zeitvergessen*, München usw.: Piper, 2. Aufl. 2011.
- ⁶⁶ Zeidenitz / Barkow, *So sind sie ...*(s.o.), S. 62f.
- ⁶⁷ C[hristopher] J, Moore, *In Other Words. A Language Lover's Guide to the Most Intriguing Words Around the World*, Oxford u.a.: Oxford UP 2005. Frz. *Les plus jolis mots du monde*, Paris: Albin Michel 2006, Dt. *Mit anderen Worten. Unübersetzbares aus aller Welt*, München: Knesebeck 2018.
- ⁶⁸ Wolfgang Klein, „Von Reichtum und Armut des deutschen Wortschatzes“. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung und Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.), *Reichtum und Armut der deutschen Sprache, Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache*, Berlin/Boston: de Gruyter 2013, S. 15-55.
- ⁶⁹ Karl Löwith, *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933*, Stuttgart/Weimar: Metzler 2007, S. 77.
- ⁷⁰ Klein (s.o.), S. 35.
- ⁷¹ Pierre J.L. Arnaud, *Le nom composé / Données sur seize langues*, Lyon: Presses Universitaires de Lyon 2004, bes. S. 348.
- ⁷² *Ulysses*, London: The Bodley Head 1960, S. 800. Hervorhebungen von mir.
- ⁷³ Laut Laurie Bauer, *Compounds and Compounding*. Cambridge: CUP 2017, S. 164.
- ⁷⁴ Weinrich, „Die deutsche Sprache ...“, S. 107.
- ⁷⁵ *Ausführliche Arbeit ...*, S. 398.
- ⁷⁶ Vgl. wieder Dalmas (2009).
- ⁷⁷ *Teutsche Sprachkunst*, S. 136f.
- ⁷⁸ John Cage, *Museumcircle*, Frankfurt am Main, Zollamt, 11.12.2021-20.03.2022.
- ⁷⁹ Vgl. Arnaud, *Le nom composé*, S. 330.
- ⁸⁰ Christina A. Anders, „Platt is nich uncoolst – Zu den ‚coolsten‘ und ‚uncoolsten‘ Dialekten des Deutschen und ob das schon immer so war?“. In: Lieselotte Anderwald (Hg.), *Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit?*, Frankfurt am Main usw.: Lang 2012, 117-135.
- ⁸¹ In Anspielung auf das Buch von Helmuth Plessner von 1959 (zuerst 1935).
- ⁸² Hundt, „Schöner Dialekt, hässlicher Dialekt ... Vgl. auch: ders., „Warum gibt es eigentlich ‚beliebte‘ und ‚unbeliebte‘ Dialekte? Theorien und Methoden der Einstellungsforschung im Bereich der Wahrnehmungsdialektologie“. In: Rainer Hünecke/Karlheinz Jakob (Hg.), *Die obersächsische Sprachlandschaft in Geschichte und Gegenwart*, Heidelberg: Winter 2012, S. 175-222. Dem Kieler Germanisten Hundt verdanke ich den Hinweis auf dieses Forschungsgebiet, dessen deutscher Spiritus Rector er ist.

⁸³ *Goethes Werke*. Hamburger Ausgabe, Hamburg: Wegner Verlag. 2. Auflage 1957, Bd. IX, 1955/57, S. 251.

⁸⁴ Astrid Adler/Albrecht Plewnia, „Aktuelle Bewertungen regionaler Varietäten des Deutschen. Erste Ergebnisse der Deutschland-Erhebung 2017“. In: Markus Hundt et al. (Hg.), *Regiolekte. Objektive Sprachdaten und subjektive Sprachwahrnehmung*, Tübingen: Narr 2020, S. 15-35.

⁸⁵ Adler/Plewnia (2020), a.a.O. Dies., „Die Macht der großen Zahlen. Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland“. In: Ludwig M. Eichinger (Hg.), *Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch*, Berlin/Boston: de Gruyter 2019, S. 141-162.

⁸⁶ Kein Beispiel für die Tauglichkeit des Niederdeutschen als Literatursprache.

⁸⁷ Hundt, „Schöner Dialekt, hässlicher Dialekt“, S. 93.

⁸⁸ Hier zitiert nach *Ausführliche Arbeit*, S. 158f.

⁸⁹ Hundt, „Schöner Dialekt, hässlicher Dialekt“, S. 98, und: Michael Elmentaler, „In Hannover wird das beste Hochdeutsch gesprochen“. In: Lieselotte Anderwald (Hg.), *Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit*, Frankfurt am Main u.a.: Lang 2012.

⁹⁰ S. 94.

⁹¹ Vgl. Lieselotte Anderwald (Hg.), *Sprachmythen ...*, darin bes. Jürgen Macha, „Alles Luther oder was? Zum Mythos deutscher Sprach-einheit in der Frühen Neuzeit“, S. 219-229, bzw. Michael Elmentaler, „In Hannover wird das beste Deutsch gesprochen“, S. 101-115.

⁹² Hundt, „Schöner Dialekt, hässlicher Dialekt“, S. 101.